Christian Wilhelm Gericke,
evangelischer Missionar in Cudelur und Madras,

Christoph Samuel John,
evangelischer Missionar in Trankebar,

Joseph Daniel Jänicke,
evangelischer Missionar in Tanjour.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf, 1852.
Verlag von W. H. Scheller.

I.

Christian Wilhelm Gericke,

evangelischer Missionar in Cudelur und Madras.

Ich will Gottes Wort rühmen, auf Gott will ich hoffen und mich nicht fürchten; was sollte mir Fleisch thun? Psalm 56, 5.

Christian Wilhelm Gericke, der langjährige treue Freund des Missionars Chr. Fr. Schwartz, wurde im Jahre 1742 zu Colberg in Pommern geboren. Er studirte seit 1760 in Halle Theologie und wirkte nach vollendeten Studien als Lehrer an dem dortigen Waisenhause und Inspector der Mädchenschule. Im Jahre 1765 erging an ihn der Ruf, in den Dienst der englischen Missionsgesellschaft zu treten. Gericke entschied sich für die Annahme desselben. Sein Vater gab seine Zustimmung, aber die übrigen Verwandten und Freunde in Colberg machten zu dem Entschlusse des Jünglings bedenkliche Mienen. Es ging ihnen, wie so vielen Christen, die von der Mission Nichts wissen wollen, weil sie ihren Segen nicht kennen. Während seines letzten Aufenthaltes in Colberg hatte der junge Missionar jedoch die Freude, alle Bedenken den Seinigen zu nehmen. Er predigte einige Male über das große Werk der Heidenmission. Seine Worte wurden gesegnet: die Gegner wurden Freunde der Mission. Begleitet von den Segenswünschen seiner Vaterstadt zog der Heidenbote aus (1766). Im Juli des folgenden Jahres erreichte er

die Station Cudelur in Ostindien, wo ihm sein Arbeitsfeld angewiesen war.*)

Auf der im Jahre 1737 gegründeten englischen Missionsstation Cudelur wirkte neben dem älteren Kiernander seit 1750 der Missionar Georg Heinrich Conrad Hüttemann. Von Anfang an hatten die dortigen Brüder mit großen Hindernissen zu kämpfen. Nach dem Eintritte Hüttemanns schien es zwar, daß die Arbeit gesegnete Frucht bringe. Alle Hoffnungen aber wurden durch den Krieg, welchen Franzosen und Engländer um die Oberherrschaft in Indien führten, vereitelt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte Cudelur viel zu leiden. Als im Jahre 1758 die Stadt in die Hände der Franzosen fiel, mußte die Missionsarbeit ganz aufgegeben werden. Die Brüder fanden mit einem Theile ihrer Gemeinde eine Aufnahme in Trankebar. Erst im Jahre 1760, als die Stadt den Engländern zurückgegeben war, konnte Hüttemann zurückkehren; Kiernander dagegen hatte 1759 die Mission in Calcutta begonnen.

Sieben Jahre stand Hüttemann als der einzige Missionar auf seinem schwierigen Posten. Zwar wurde er von den beiden Nationalgehülfen Habacuc und Isaak, seit 1762 auch von einem Deutschen, Obeck, unterstützt, allein die meiste Arbeit an der englischen, portugiesischen und tamulischen Gemeinde lag doch auf ihm. Er führt uns in einem Briefe vom 29. Dezember 1761 in die Einzelheiten seiner Thätigkeit ein. „Was die Arbeit an der Gemeinde anlanget," heißt es darin, „so ist dieselbe von mir und den Nationalgehülfen Habacuc und Isaac unter

---

*) Der Bericht über die äußerst gefahrvolle Seereise erschien nach der 105. Continuation der Halle'schen Berichte in einem besondern Abdrucke. Halle 1773.

Gottes gnädigem Beistande ununterbrochen fortgesetzt worden. Des Sonntags habe ich von neun bis eilf Uhr Vormittags den Gottesdienst in der tamulischen Sprache in der Kirche gehalten. Bei der Predigt habe ich allemal anstatt des Eingangs die katechetischen Wahrheiten, welche in der Präparation vorgetragen worden, wiederholt und darauf das ordentliche Sonntags-Evangelium deutlich zu erklären und an's Herz zu legen mich bemüht. Diese tamulische Predigt ist des Nachmittags von dem Katecheten Habacuc in der tamulischen Schule von vier bis fünf Uhr wiederholt worden, während welcher Zeit ich in dem Missionshause in der englischen Sprache den Gottesdienst gehalten habe. In der Woche haben wir unsere Christen in den Häusern besucht, mit ihnen gebetet, die Predigt und den Katechismus wiederholt und sie zu einem unsträflichen Wandel unter dem unschlachtigen Geschlecht der Heiden erweckt. Der Katechet Habacuc, der in der Furcht des Herrn wandelt, und Proben seines lebendigen Glaubens an den Herrn Jesum gegeben, dabei eine freie Erkenntniß, stilles Wesen und gute Gabe zu katechisiren hat, ist mir bei aller Arbeit überaus behülflich gewesen. Das heilige Abendmahl ist fünfmal ausgetheilt worden, zweimal an die deutschen Husaren und Dragoner, welche in englischen Diensten stehen, und dreimal in der tamulischen und englischen Gemeinde.

In der tamulischen Schule haben ordentlich siebenzehn Kinder von sieben Uhr des Morgens bis zwölf gelernt und sind von dem Schulmeister Isaak in den Hauptstücken der christlichen Religion und im Lesen und Schreiben unterrichtet worden. Zur Beihülfe hat ein Jedes ein kleines monatliches Almosen empfangen. Diese Schule habe ich bei aller Gelegenheit selbst besucht, auf den Unterricht Acht gegeben, auch selber oft die Fortschritte der Kinder geprüft. In der englischen Schule habe ich fast das ganze Jahr

allein arbeiten müssen, weil es nicht möglich gewesen, einen treuen und tüchtigen Gehülfen zu bekommen. Die Zahl der Kinder, die in dieser Schule gelernt haben, ist abwechselnd gewesen, bald weniger bald mehr, jetzt sind deren sechs. Ich unterrichte sie im Lesen, Schreiben, der Theologie, der biblischen Geschichte und Geographie.

Von erwachsenen Personen sind sieben Heiden und zwei Römische in unsere evangelische Kirche aufgenommen worden. Diese Personen sind in zwei verschiedenen Vorbereitungen von mir und Habacuc einige Wochen lang zur heiligen Taufe und Aufnahme zubereitet worden. Von diesen neuen Gliedern habe ich das Vertrauen zu Gott, daß der unter vielem Seufzen ausgestreuete Same des Evangeliums nicht ohne Segen an ihrer aller Herzen sein werde. Von Kindern sind zwei und zwanzig getauft, und also unsere Gemeinde mit ein und dreißig Seelen vermehrt worden.

Mit den Heiden sind in Cudelur, Tripaplur, Wandilpaleiam, Pudupaleiam, Wajandanapaleiam, Sellancuppam, Suttaculam, Appapullei-Sawady und Ideier-Sawady häufige Gespräche gehalten worden, wobei ihnen die Lehre von dem einigen wahren Gott, von der Sünde und dem darauf haftenden Gerichte, von der Nothwendigkeit des Glaubens an Jesum Christum und des daraus fließenden heiligen Lebens, vom Tode und der darauf folgenden entweder ewigen Bestrafung oder Belohnung bald weitläuftiger, bald kürzer zu Gemüthe geführt worden. Und ob wir zwar von Allem nicht sogleich die Frucht sehen, so wird doch der Tag, da Aller Herzensgedanken sollen offenbar werden, klar machen, daß es nicht ohne Nutzen gewesen.

Mit unseren Nationalgehülfen halte ich alle Dienstage des Nachmittags von vier bis fünf Uhr ein colloquium biblicum, in welchem wir gewisse Verse aus dem Neuen Testamente exegetisch und porismatisch betrachten, uns mit

einander im Gebet vereinigen und dem Herrn der Gemeinde das gesammte Missionswerk und dessen Fürbitter, Vorgesetzte und Wohlthäter demüthig vortragen."

Einer solchen Arbeitslast waren die Kräfte eines Mannes nicht gewachsen. Hüttemann hatte oft um Hülfe gerufen, die ihm endlich durch Gericke gebracht wurde. Die beiden Missionare wirkten gemeinschaftlich in inniger Liebe mit einander. Später wurde Gericke der Schwiegersohn Hüttemanns.

Kaum hatte Gericke seine Missionsarbeit beginnen können, als ein neuer Sturm wider die Station losbrach. Hyder Ali verbreitete durch seine Kriegszüge Furcht und Schrecken im Lande. *) Cudelur schwebte in großer Gefahr. Man rieth den Missionaren zur Flucht; aber sie wollten die Gemeinde nicht verlassen, bis der Herr sie gehen heiße. Sie hielten in aller Noth und Drangsal getreulichst aus und trieben das Werk, das ihnen vertraut war. War ihre Arbeit auch ohne sichtbaren Erfolg, so verloren sie dennoch den Muth nicht. Sie wußten, daß des Herrn Wort nicht leer zurück kommen werde. „Von meiner Arbeit an den Christen und Heiden," schreibt Gericke im Juni 1771, „kann ich sagen, daß sie mir immer angenehmer wird, je mächtiger ich ihrer Sprache werde. Ich bin auch mit meinen übrigen Umständen durch Gottes Gnade in Indien so zufrieden, daß ich im Vaterlande in keinen Umständen vergnügter sein könnte. Des Teufels Werke, schreckliche Abgötterei, alle Arten von Schande und Laster, Trug, Lügen und Falschheit der Indianer könnten Einem wohl dies Land ekelhaft machen, ich weiß aber, daß mein Herr und Heiland, der die Werke des Satans zu zerstören in die Welt gekommen ist, mich hieher gerufen hat, zu solchem

---

*) Vgl. B. II H. 3. 4. S. 72. 135 ff.

zerstören so viel beitragen zu helfen, als an mir ist. Ich glaube auch, daß, so oft ich einen Vortrag aus Gottes Wort in seinem Namen und unter seiner Anrufung halte, immer Etwas von dem Reiche des Satans zerstört wird." Doch gab der Herr auch seinen Knechten manche liebliche Frucht ihrer Arbeit zu sehen. Es ging fast kein Jahr vorüber, in welchem nicht einige Heiden für das Evangelium gewonnen wären. In ihrem Tagebuche vom Jahre 1769 berichten die beiden Missionare von der Taufe eines jungen heidnischen Sypai, welcher den Namen Elias erhielt. Er war durch einen befreundeten Christen aus Cudelur zur Theilnahme am Gottesdienste bewogen worden. Das Gehörte erweckte in ihm das Verlangen nach christlichem Unterricht. Die Missionare erfüllten ihm den Wunsch gern; da sie aber fürchteten, daß seine Soldatenpflichten ihn oft von der Theilnahme am Unterrichte und Gottesdienste abhalten würden, so riethen sie ihm, seinen Dienst aufzugeben und als Tagelöhner sein Brod zu verdienen. Anfangs wollte es mit dem Hindu nicht so recht voran. Es hielt schwer, ihm die einfachsten Wahrheiten des Christenthums klar und verständlich zu machen. Die Missionare versuchten bald diesen, bald jenen Weg. Der Herr gab Gnade zu der Arbeit, so daß Elias die vor der Taufe an ihn gerichteten Fragen gut beantworten konnte. „Man hat bei dem Unterrichte," schreiben die Missionare unter dem 28. Mai 1769, „wie es sein muß, ihm fleißig ans Herz geredet, welches auch besonders bei der Taufhandlung geschahe. Sein Betragen ist allezeit so beschaffen gewesen, daß wir seinetwegen mehr Hoffnung, denn Furcht, gehabt haben. Vor der Taufhandlung wiederholte man das Wichtigste aus der am vorigen Sonntag von der Wiedergeburt gehaltenen Predigt und ermahnte die Gemeinde zur herzlichen Fürbitte für diesen in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmenden

Heiden, mit Bitte, ihren eigenen Taufbund dabei aufrichtig vor Gott zu erneuern." — Eine andere Tauffeier fand im August desselben Jahres statt. Eine alte heidnische Wittwe und ihre dreißigjährige Tochter waren nach Cudelur zum Besuche eines Verwandten gekommen. Durch diesen wurden sie auf den Heiland der Welt aufmerksam gemacht, so daß sie wünschten, Christinnen zu werden. Als sie von den Missionaren gefragt wurden, warum sie dem Götzendienste entsagen wollten, erwiderten sie: „Wir möchten gern selig werden." Die beiden Frauen waren aufmerksame Schülerinnen, an denen die Lehrer ihre Freude hatten. Von der Mutter schreiben sie: „Ihre große Willigkeit zu lernen macht uns Hoffnung, daß sie eine von denen sein wird, denen der Heiland verheißen hat, daß ihnen in Ansehung der Treue in dem Erlangten mehr gegeben werden solle." —

Einen großen Theil der Zeit verwendeten die Missionare auf den Besuch der Heiden in ihren Häusern. Sie haben viele von den Gesprächen aufgezeichnet, die sie da gehalten haben. Ich theile im Folgenden eines mit, welches sich in ihrem Tagebuche vom Jahre 1773 findet und mit einem Brahminen in Cudelur gehalten wurde. Ein Brahmine wurde von ihnen gefragt, welchen Nutzen er sich von dem Bemalen der Stirne verspreche? Der Brahmine antwortete: Was für Vortheile erwartet ihr von der Unterlassung desselben? — Miss. Einmal, so haben wir nicht den Schaden, den ihr habt, zum andern, so haben wir ein besseres Zeichen. — Brahmine. Was für Schaden haben wir von diesem Zeichen? Und was ist euer besseres Zeichen? — Miss. Deß Zeichen man trägt, deß ist man. Ihr habt des Wischnu Zeichen, und gehört ihm an, das heißt, ihr gehöret Niemanden an, denn Wischnu ist Nichts, so wie alle Götzen Nichts sind. Also seid ihr verlassene, umher-

irrende, in euren Sünden steckende und dem Satan preisgegebene Menschen. Kann man wohl einen größeren Schaden leiden, denn diesen? Wir aber haben des wahren Gottes Zeichen, gehören ihm an, sind mit ihm versöhnt, haben seine Gnade, stehen unter seinem allmächtigen Schutze, daß uns die Sünde, worin wir, wie ihr, geboren sind, nicht verdammen, Satan nicht schaden, der Tod nicht tödten, die Hölle nicht verschlingen kann. — Br. Wo habt ihr das Zeichen? — Miss. Nicht an der Stirn, sondern im Herzen, aber so, daß auch der Mund und der ganze Wandel es äußerlich zeigen. Denn wer sich von den Götzen und allem bösen Wesen zu dem wahren Gott bekehrt, in demselben bringet er hervor wahre Erkenntniß, Demuth, Reue und Leid über die Sünde, einen guten Vorsatz, dann aber auch Trost, Zufriedenheit, Liebe, Barmherzigkeit, Aufrichtigkeit, guten Muth und Fröhlichkeit. Sehet, dergleichen ist das Zeichen des wahren Gottes, und auch ein Zeichen, das uns vergewissert, daß wir die Seligkeit, die zu seinen Füßen ist, ewiglich genießen werden. — Br. Das Zeichen ist auch in uns, denn Gott ist in uns auch. — Miss. Wie ist er aber in euch gekommen? Mit der Geburt ist es nicht geschehen, denn so wie ihr Brahminen und wir Blanke geboren sind, so sind wir auch Sünder geboren. — Br. Sagt mir nur erst, wie er zu euch gekommen ist, so will ich euch sagen, wie er zu uns gekommen ist. — Miss. Wir haben die Mittel gebraucht, wodurch man zu seiner Erkenntniß kommt, und brauchen sie noch, die habt ihr zum Theil auch, und die ihr nicht habt, die bietet euch Gott nun an; und durch solches Erkenntniß sind wir von dem Irrthum zur Wahrheit, von den Götzen und der Sünde zu Gott, und er zu uns gekehret worden. Wir wünschen, daß ihr und alle Brahminen möchten begierig sein, diese Mittel, und die Weise, wie sie zu gebrauchen, von uns zu lernen. — Br. Was sind das

für Mittel? — Miss. Erstlich, sehen wir die Sonne, den Mond und die Sterne, den Donner und Blitz, den Sturm, die Bäume, die Pflanzen u. dgl. nicht so an, als wenn wir sie nicht sähen; sondern wir betrachten sowohl das viele Gute, welches uns dadurch zufließt, mit gehörigem Nachdenken, als auch wie uns Manches zur Strafe dienen kann, da wir Sünder sind. Wir wissen, daß alle diese vortrefflichen Geschöpfe die Werke Gottes sind, die er gemacht hat und erhält, und wodurch er uns Gutes thut oder auch straft. Auf diese Weise sehen wir den unsterblichen Gott mit den Augen unseres Gemüthes, wie wir die Sonne und andere Geschöpfe mit unsern leiblichen Augen sehen; und je mehr wir diese seine Werke betrachten, je mehr erkennen und empfinden wir, wie mächtig, gnädig, gütig, weise, gerecht, heilig und selig das höchste Wesen, wie sehr es zu lieben, zu fürchten, zu verehren und zu vertrauen ist. Diese Geschöpfe sind euch sowohl dargestellt als uns, auch habt ihr ein so gutes Augenlicht, wie wir, auch Menschenverstand, wie wir. Woher kommt es denn, daß ihr dies Alles nicht braucht, das höchste Gut zu erkennen? Das kommt vornämlich von eurem Götzenwesen her, worüber ihr den Gedanken von dem unsichtbaren Gott verliert und wider alle Vernunft die sichtbaren Geschöpfe zu Göttern macht, als Götter verehrt und dabei stehen bleibt, ohne bis zu dem Schöpfer zu kommen. So nutzen euch die Werke der Schöpfung just nur dazu, wozu sie dem Vieh nutzen. So wie uns aber denn Alles von außen zuruft: Ach, verlasset die Götzen, und verehret den einigen wahren Gott; so hören wir auch zum Anderen eine Stimme in uns selbst, die euch auch zuruft, den Götzen- und Sündendienst zu verlassen und den wahren Gott zu verehren. — Br. Diese Stimme höre ich nicht. — Miss. Deswegen aber ruft sie doch, und es ist ein böses Zeichen, daß ihr sie nicht hört. Das kommt

von dem Götzen- und Sündenwesen her; dadurch werden die Versuchungen und Reizungen der bösen Begierden so mächtig und laut, daß ihr die Stimme des Zeugen im Gemüth davor nicht hören, noch darauf merken könnt. Und, merket euch auch dieses, daß wenn der Zustand des Menschen so ist, man von ihm sagen könne und müsse, daß Gott von ihm gewichen sei. Wenn ihr also sagt: Ich höre diese Stimme nicht, so ist das so viel, als wenn ihr sagtet: Gott ist von mir gewichen, Gott ist nicht in mir. Damit aber euer Zustand nicht immer so bleibe, und ihr endlich ohne Gott sterbet, und in die andere Welt gehet, so gebet ins Künftige Achtung auf diese Stimme, und folget nicht dem Rufe der sündlichen Lüste. Und wisset, daß wir zum dritten auch noch ein anderes Mittel zu unserer Besserung und Seligmachung haben, wodurch wir zu unserem unaussprechlichen Troste den gnädigen Rath und Willen Gottes über uns und alle Menschen erkennen, und wodurch wir, als mit einem Licht, in das zukünftige Leben hineinsehen können, welches uns lehret, wie wir der Sünde los und Gottes Gnade, Liebe und Heil theilhaftig werden können. Dieses Mittel ist unser Wedam, oder das Wort Gottes, das euch nun auch ganz nahe gekommen ist, und welches wir euch zu dem Ende verkündigen, daß der wahre Gott, wie er unser Gott ist, so auch euer Gott werden möge, und ihr mit uns seine Kinder und Erben werden möget. Sind die Werke Gottes in der Natur und die Stimme Gottes im Herzen ein großes Licht, den unsichtbaren Gott dadurch zu erkennen, so ist sein Wort, wodurch er sich uns Menschen auf eine gnädige, liebreiche, väterliche Weise geoffenbart hat, noch ein viel größeres, so wie wir es bedürfen. — Br. Ist kein anderer Weg mehr, wodurch man Gott erkennen und selig werden kann? — Miss. Was für einen Weg meint ihr? — Br. Ist unser Wedam Nichts? — Miss.

Ist Wischnu und Siwa Etwas? — Br. Ja, allerdings. — Miss. Was sind sie denn? — Br. Götter. — Miss. Sobald man zwei oder mehr Götter setzt, so gibt man zu erkennen, daß man nicht weiß, was Gott ist, und daß die Götter, die man nennt, erdichtete Götter, das ist, Nichts sind. — Br. Nein, Wischnu und Siwa sind eins. — Miss. Wie sind sie denn eins? (Der Brahmine schwieg.) So bleibt es denn dabei, daß sie ausgedachte Götter und Nichts sind; und daraus könnt ihr abnehmen, was euer Wedam für eine nichtige Erdichtung, und wie verderblich es sein muß. Das könnt ihr auch leicht finden, wenn ihr nur ein wenig nachdenken wollt, da ihr am besten wisset, was für abscheuliche Dinge von Wischnu und Siwa geschrieben stehen, mit welchen es euer Wedam zu thun hat. Wollt ihr aber außer dem Gesagten noch ein Mittel wissen, wie man zur Erkenntniß Gottes kommen kann, so wollen wir das auch sagen: das ist das Gebet. Das müsset ihr vor allen Dingen gebrauchen, wo ihr anders glaubt, daß Ein Gott sei, den ihr zu erkennen habt, denn jene Mittel können euch nicht helfen, wenn dieses damit nicht verbunden ist. Denn wenn man die Werke Gottes in der Natur betrachtet, auf die Stimme Gottes im Gewissen merkt, sein Wort hört und liest, und dabei nicht zu ihm betet, ihn in innerlichen und äußerlichen Nöthen nicht anruft, ihn für das mancherlei Gute nicht lobt und danket, so kommt man nicht zum Zweck, und es ist, als wenn man viele schöne Gerichte vor sich hat, von denen man weiß, daß sie für die Erhaltung der Gesundheit und der Kräfte dienlich sind, aber doch nichts davon isset, und so das Angenehme, Gesunde und Stärkende derselben nicht empfindet und genießt. Nun haben wir euch gesagt, auf welche Weise wir Gott erkennen, seine Seligkeit dem Anfange nach genießen, und nach diesem Leben, wo keine Sünde mehr sein wird, in vollem Maaße

zu genießen hoffen, um des ewigen Mittlers willen, der Jesus Christus heißt, von dem wir euch noch viel zu sagen haben. — Der Brahmine aber wollte von dem Heilande Nichts hören. Er entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe, wies auch ein ihm angebotenes Büchlein zurück.

Wie die Brüder auf den übrigen Missionsstationen, so unternahm Gericke von Cudelur aus häufige Reisen in das Innere des Landes. Wir finden ihn in Welur, Portonovo, Trankebar, Tirutschinapalli und anderen Orten. Wo ihm auf diesen Reisen, die er theils allein, theils in Begleitung der Katecheten Habacuc und Manoel machte, Gelegenheit geboten wurde, den Namen seines Herrn zu bekennen, ließ er sie nicht ungenutzt. „Ich verkündigte," schreibt er einmal einem Freunde über eine dieser Reisen, „das Evangelium von Christo in heidnischen Schulen und Götzentempeln, in Städten und Dörfern, auf dem Felde, auf Bergen, Klippen und Hügeln. Manchmal redete ich von dem Wege des Lebens mit einzelnen Heiden, manchmal mit mehreren, manchmal vor einer ganzen Bürgerschaft, und ich wurde niemals müde." — Es würde dich nur ermüden, lieber Leser, wenn ich alle diese Reisen ausführlicher beschreiben wollte. Die Erlebnisse des Missionars sind meist überall dieselben. Ich will mich darum darauf beschränken, von zwei Reisen Gerickes nach Welur Einiges mitzutheilen, das dich hinlänglich in die Missionsarbeit auf solchen Wanderungen einführt. Von der am 28. August 1769 angetretenen Reise nehme ich den 8. September heraus. Gericke war bis Mittag zu Fuße gegangen. Ermüdet setzte er sich unter einen Baum am Ufer eines Teiches nieder. Während er da ruhete, kam Jemand aus dem Teiche die steinerne Treppe herauf. Bei jedem Tritte seufzte der Unbekannte vor Müdigkeit, und als er die letzte Stufe erreicht hatte, redete er Etwas, das sich mit den Worten:

Jesu Christawe, d. i. o Jesu Christe, endigte. Dem Missionar waren die Worte in diesem Munde befremdend. Er sah den Mann schweigend an. Nachdem dieser sich bei den Begleitern des Heidenboten erkundigt hatte, kam er zu Gericke mit großer Freundlichkeit. „Ich fragte ihn," berichtet unser Reisender, „ob er Jesum Christum kenne? Er antwortete: Ich bin ein Christ. Ich: Woher? Er: Von Pondichery, wo mein Vater und Mutter auch Christen sind. Ich sagte hierauf, es sei nichts Geringes, ein Christ zu heißen und den Namen Jesu Christi zu nennen, es sei aber nicht genug; er heiße ein Christ, darum solle er auch dahin sehen, daß er ein Christ sei; er nenne den Namen Jesu Christi, darum solle er auch dahin sehen, daß er ihn kenne, und zwar so, daß er nicht nur sagen könne, wer er sei, sondern auch an sich gewahr werde, daß er ein solcher sei; daß er nicht nur wisse, was er gelitten habe, sondern auch inne werde, daß ihm insonderheit dies zu Gute geschehen sei; daß er nicht nur wisse, was er an Anderen gethan habe, sondern auch, was er an ihm gethan habe, wie er ihm z. B. ein neues Herz geschaffen." Während dieses Gespräches hatten sich mehrere Heiden um Gericke versammelt. Er wendete sich an sie und verkündigte ihnen den Weg zu ihrem ewigen Heil durch Jesum Christum. Als dem Missionar etwas zu essen gebracht wurde, sagten die Heiden zu einander: „Lasset uns unser Salam machen und davon gehen, sonst kann er ja nicht essen." Gericke antwortete: „Warum nicht? Meinet ihr, daß die Christen solche unselige Leute sind, die sich vor Allem fürchten müßten, wie ihr Heiden? Ihr dienet dem Teufel, und dafür plaget er euch schon in diesem Leben mit der Furcht; ihr könnet nie ohne Furcht essen, besonders wenn andere Leute zugegen sind, ihr fürchtet die Bezauberung. Wer dem Teufel dienet, der hat auch Ursache, sich vor des Teufels Gewalt und List zu fürchten.

Wir Christen aber dienen Gott, der schützet uns gegen alles Uebel, und wir glauben an den göttlichen Erlöser Jesum Christum, der hat dem Teufel die Macht genommen, sein Reich und seine Werke zerstört. Ferner, wenn wir essen oder trinken, oder sonst etwas thun, so thun wir es in dem Namen dieses göttlichen Erlösers Jesu Christi, beten in seinem Namen zu Gott und sind dankbar, und so ist Essen und Trinken und Alles, was wir thun, gesegnet. Bei euch aber herrscht der Fluch, und das kommt Alles daher, weil ihr nicht dem Gott des Segens, sondern dem Teufel, der nur verderben kann, dient." Das Wort schien auf die Heiden einen Eindruck zu machen. Ein junger Mann sagte, er wolle mit seinen Eltern und seinem Bruder von dem Gehörten reden und sie zu überreden suchen, nach Cudelur zu ziehen. — Nach diesen Gesprächen setzte Gericke mit seinen Gefährten seinen Weg fort. Am Abend kam er an ein Ruhehaus, wo er eine große Gesellschaft reisender Hindu fand. Unter ihnen war ein eifriger Verfechter des Heidenthums. Seine ganze Seligkeit erwartete er von den Brahminen. „Sie haben," sagte er, „ein Sastram, vermöge dessen sie einem Menschen aus den Sternen wahrsagen, was ihm über lang oder kurz in diesen oder jenen Umständen begegnen wird; können diese Leute wohl betrogen worden sein, oder können sie sich selbst wohl betrogen haben? Kann dies wohl gesagt oder gedacht werden? Muß daher nicht ihr Wedam, nach welchem Alles muß eingerichtet werden, die Wahrheit sein?" Gericke fragte: „Das Wedam der Brahminen ist Wahrheit? Was heißt das? Die Wahrheit des Wedams der Christen besteht darin, daß es von Gott kommt und zu Gott führt, kann das auch von eurem Wedam gesagt werden? Hat es Gott gegeben? Zeigt es den Weg zu Gott und zur Seligkeit?" Der Hindu: „Ja." — Gericke: „Woraus wollt ihr das beweisen?" — Der Hindu: „Aus

dem Sastram der Brahminen.“ — Gericke: „Ihr habt durch eure Reden die Wahrheit bekräftigen helfen, daß ein Mensch in Religionssachen sich gern Alles weiß machen und auf's Jämmerlichste betrügen läßt, wenn nur der Lauf seiner bösen Begierden nicht aufgehalten, und die Sünden, wozu er Lust hat, nicht verboten werden. Die Brahminen bezeugen euch, daß die Sünden von keiner Bedeutung seien, wenn ihr nur dazu etwas beitragt, daß sie zu leben haben. Es ist bei ihnen z. B. ein allgemeines Ding, daß sie denen, die ihnen besondere Wohlthaten thun, Huren zuführen, welche dazu in den Pagoden erzogen werden und einen wesentlichen Theil des Götzenwesens ausmachen. So stimmen die Brahminen mit eurem bösen Herzen überein, und ihr stimmet überein in ihrem Betrug und Lügen.“ Der Hindu bemühte sich vergebens, hiergegen etwas aufzubringen. Er wurde still und hörte mit Aufmerksamkeit an, was Gericke von der Herrlichkeit des Christenthums ihm bezeugte. Ein ihm angebotenes Büchlein nahm er dankbar an.

Im Jahre 1771 hatte Gericke mit dem Katecheten Habacuc wieder einen Besuch in Welur gemacht. Ich will ihn hier einen Tag seiner Rückreise beschreiben lassen. Es ist der 17. Juli 1771. „Als wir schon auf dem Wege waren, kam uns ein Brahmine und einige andere Leute nachgelaufen. Ich gab ihnen auf ihr Begehren das Büchlein und einen tamulischen Brief, nebst einer Ermahnung, woran sie immer zu gedenken versprachen. In Settupöttei versammelten sich Viele, sowohl Tamulen als Mohren, beim Ruhehause. Es war auch ein Pandaram darunter. Durch den Zulauf entstand oft ein Lärm; alsdann brach ich ab. Sie ermahnten sich unter einander zur Stille; alsdann setzte ich den Vortrag fort. Habacuc ging nach einem Dorfe, wo eine römische Kirche und ein Katechet ist, und wo die meisten Einwohner römisch sind, von denen einige ihn hin-

gerufen hatten. Er hat ihnen die drei Artikel des christlichen Glaubens kürzlich erklärt, gegen ihre Irrthümer gezeugt und sie auf den Herrn Jesum gewiesen. Sie haben Alles ohne Widerspruch angehört. Wie wir Nachmittags weiter reisten und durch die Stadt gingen, gaben wir erst in dem Katscheri den Kanakkupulleigöl eine Ermahnung, denen wir bei der ersten Durchreise ein Büchlein gegeben, und redeten weitläuftig von dem verderblichen Heidenthum und von der Seligkeit, wozu das Christenthum führt. In diesem Katscheri versammelten sich nach und nach viele Leute, denen wir auch ein Büchlein zurückließen, nachdem wir daraus etwas vorgelesen und erklärt hatten. Sie hörten alle bedächtig zu. Einer sagte: Es ist Alles gut, was ihr gesagt habt, denn ihr habt Weisheit und Wahrheit geredet; aber die Blanken tödten Kühe und essen das Fleisch, ist das recht? Ist eine Kuh nicht ein Gott? Ich bezeigte meine Verwunderung darüber, daß ein Mensch, der nicht zum unverständigsten Haufen des gemeinsten Pöbels gehöre, so denken und reden könne. Einem Schafe und einer Kuh das Leben nehmen sei einerlei, aus dem Grunde man das Eine thue, könne man das Andere auch thun; ich an meinem Theile hätte so wenig dagegen, daß die Tamulen kein Rind schlachteten, daß ich vielmehr solche Enthaltsamkeit für sehr vortheilhaft hielt. Daß sie sich aber des Rindviehs aus dem Grunde nicht zu ihrer Speise bedienten, weil sie meinten, eine Kuh oder Ochse sei ein Dewam (Gott), sei ein abscheulicher Irrthum. Am Abend spät kamen wir nach Padtipöttei. Hier waren alle Einwohner davon gegangen, weil der Oberpächter in Sinschy zu große Abgaben gefordert hat. Den Tamulen ist es leicht, von einem Orte zum andern zu ziehen; sie verlieren auch nicht gar viel, wenn sie sich an einem Orte auf's Neue niederlassen. Es war im Ruhehause ein Haufen reisender Brahminen von Arcot:

die beklagten sich, daß sie Nichts zu essen bekommen könnten, weil keine Einwohner im Dorfe wären, und fragten, ob solche Ungerechtigkeit und Unordnung auch in meinem Vaterlande wären. Ich: Dergleichen Verwirrungen hängen vielfältig von der Religion ab, der die Einwohner ergeben sind. Wenn in meinem Vaterlande eine solche verderbliche Religion und abscheuliches Götzenwesen herrschte, wie hier, so würde Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Betrug, Unordnung und Verwirrung daselbst nicht weniger sein, als hier. Weil wir aber den einigen wahren Gott kennen, und wissen, daß er sowohl zu fürchten sei, weil er alle Werke vor Gericht bringen wird, und Leib und Seele verderben kann bis in die Hölle, als zu lieben, weil er will, daß Niemand verloren gehe, sondern daß sich Jedermann bekehre und selig werde, und zu dem Ende uns einen Heiland und Seligmacher vom Himmel gesendet hat, so bewegt dies unsere Könige, Fürsten und Obrigkeiten, daß sie Gerechtigkeit und Billigkeit üben, und die Unterthanen, daß sie Treue, Pflicht und Gehorsam leisten, und daß überhaupt Einer dem Andern räth, hilft und dient. Sie: Ihr seid gewiß ein Padre; wo kommt ihr her? Ich: Von Welur. Sie: Was habt ihr da gemacht? Ich erzählte ihnen meine sonn- und alltägliche Arbeit an Christen und Heiden. Sie: Was bedeutet das, daß ihr immer am Sonntage betet und das Wedam höret? Ich redete von dem beständigen Umgange der Christen mit Gott und mit seinem Worte, und erklärte ihnen das dritte Gebot, so wie es im Mose stehet, zeigte ihnen, welche große Wohlthat es für die Menschen sei, daß Gott den Ruhetag eingesetzt habe, und wie gut die rechte Haltung desselben für Leib und Seele, für dieses und jenes Leben sei. Nach diesem fragten sie mich nach der Taufe, und was das bedeute, daß man dem Täufling grade dreimal Wasser über den Kopf göße, sie hätten das in einer

römischen) Kirche bei Arcot gesehen. Ich erklärte ihnen die Einsetzungsworte von der Taufe, und nach denselben das Geheimniß von der Dreieinigkeit Gottes. Sie lobten mich, daß ich ihnen kurzen und guten Bescheid gegeben hätte. Ich: Ihr lobt mich, glaubt ihr aber auch, was ich euch sage? Sie: Ja, es ist Alles eins. Ich: Es wäre besser, wenn ihr sagtet: Es ist Alles Nichts; denn eure Götzen, und die meinet ihr, sind Nichts, sie können euch weder Böses noch Gutes thun. Ich sage nicht: Es ist Alles eins; denn da menget ihr gleich eure Götzen hinein, ich sage auch nicht, drei Götter sind ein Gott, denn das wäre ein Widerspruch, sondern ich sage, die drei Personen, die Vater, Sohn und heiliger Geist heißen, sind ein Gott. Die Leute können nicht lange bei einer Sache bleiben. Vorher wollten sie mich divertiren mit ihrem weitläufigen Lobe, nun fragten sie mich, ob ich nicht hungrig wäre und etwas zu essen nehmen wollte. Ich sagte: Ich habe meine Leute hingehen lassen, sich erst zu versorgen, denn sie sind zu Fuße gegangen, ich aber bin zu Pferde gekommen. Sie: So thut kein Mensch unter uns. Einer fragte, ob ich Nichts glaubte von dem, was die Brahminen sagten. Ich: Ich will euch sagen, wie ich mich verhalte, wenn mir andere Leute, es seien Blanke oder Schwarze, etwas sagen. Ich untersuche, ob es Wahrheit oder Lügen, oder ob es gleichgültig sei. Ist es Wahrheit, so nehme ich es an, es mag kommen, von wem es will; ist es Lügen, so verwerfe ich es, wären auch Andere dafür, so viel ich kann; ist es eine Sache, die der Wahrheit und Gerechtigkeit Nichts hindert noch schadet, und den Lügen und der Ungerechtigkeit Nichts hilft, so rede ich weder dafür, noch dawider. Es ist allerdings Manches wahr, was die Brahminen sagen, aber diese Wahrheit hilft ihnen Nichts, weil sie mit der Lüge so verwickelt ist, daß wenn man eine Wahrheit annehmen will, man einen

fürchterlichen Anhang von Lügen mitnehmen muß. Wahrheit ist bei euch von der Lüge verschlungen. Alles, was ich bisher von Sachen, die euer Wedam betreffen, gehört, gelesen und gesehen habe, das zielt ab nicht zur Wohlfahrt, sondern zum Ruin der Menschen, nicht zur Ehre Gottes, sondern zu seiner Verunehrung, nicht zur wahren Heiligkeit, sondern zur Sünde, und sind Dinge, die weder dem heiligen und seligen Gott, noch dem sündlichen und verdammungswürdigen Menschen gemäß sind. Ihr habt Manches, welches ich an und für sich nicht verwerfen kann, insofern es aber bei euch mit der Lüge vermengt und davon verschlungen ist, muß ich es verwerfen. Z. B. Wenn ihr sagt, die Leute müßten zur Bequemlichkeit der Reisenden Ruhehäuser bauen, Teiche graben, Wasser-Pandel aufrichten, so ist das recht und gut. Wenn ihr aber sagt, daß sie dadurch die Seligkeit verdienen würden, so ist das unrecht und falsch. Ebenso, wenn ihr sagt: Gott ist nur ein einiger Gott, so ist das recht und wahr. Wenn ihr aber dennoch eine unzählige Menge Götzen verehrt, und von denen noch dazu sagt, daß sie Alle der einige Gott seien, so ist das sündlich und eine Lüge. Damit ihr aber noch mehr sehen möget, daß ich nicht lästere, sondern nur die Wahrheit von der Lüge unterscheide, so will ich euch noch einige Gründe sagen, warum ich Alles, was ihr Wedam nennt, für Unwahrheit halte. Ein Wedam muß Lehren enthalten, die Gott geoffenbart hat: nun aber könnt ihr keineswegs beweisen, daß euer Wedam von Gott kommt. Ein Wedam ist nicht gegeben, daß es an einem gewissen Orte aufbehalten, sondern daß es Jedermann bekannt gemacht werde, damit die Leute wissen, was Gott von ihnen fordert: ihr aber macht euer Wedam dadurch verdächtig, daß ihr ein Geheimniß daraus macht. Weil nur ein Gott ist, so kann auch nur eine Seligkeit sein, weil die Seligkeit in ihm ist,

mithin kann auch nur ein Weg zu Gott und zur Seligkeit sein, d. i. ein Wedam. Nun kann ich mit unumstößlichen Gründen beweisen, daß, wenn je ein Wedam in der Welt ist, so muß das Wedam der Christen das wahre sein, und folglich folgt von selbst, daß alle anderen, und auch das Wedam der Brahminen, weil sie diesem zuwider sind, falsch sein müssen. Sie sagten hierzu Nichts, sie lobten mich nur, denn die faulen Brahminen thun gern das, was ihnen das Leichteste ist."

Gericke's Thätigkeit in und um Cudelur war bisher durch die politischen Verhältnisse des Landes wohl erschwert, aber doch nie unterbrochen worden. Die Noth des Landes wuchs von Jahr zu Jahr; und Cudelur hatte davon ein gut Theil zu tragen. Im Jahre 1781 wurde die Stadt von den räuberischen Schaaren Hyder Ali's hart bedrängt. Der Ackerbau im Lande blieb liegen; wo er betrieben wurde, war keine Ernte zu hoffen. Eine allgemeine Hungersnoth war die Folge. Unsägliches Elend brach über das Volk herein. „Der Jammer ist jetzt so groß," schrieb Gericke am 31. December 1781, „daß die armen Menschen ihr Leben gar nicht achten. Leben oder nicht leben ist ihnen einerlei. Mach' End', o Herr, mach' Ende von dieser großen Noth! Die natürliche Kraft der Menschen fällt dahin, und sie verlieren alle Lust zum Leben." Und in einem anderen Briefe vom 8. Februar 1782 meldet er: „Im November und December haben auf öffentliche Kosten täglich 15 bis 20 Leichname, die in den Straßen gefunden wurden, herausgetragen werden müssen. Nacht und Tag haben wir in jenen beiden Monaten vor dem Schreien der Armen an unserer Thür keine Ruhe gehabt, weil es unmöglich war, Allen den Hunger zu stillen, die sich herzudrängten." Doch damit waren die Leiden noch nicht voll. Hüttemann starb am 18. Juli 1781, gerade in einer

Zeit, wo dem Gericke die Hülfe des väterlichen Freundes besonders Noth that. Eben hatte ihm Gericke die Leichenrede gehalten, als auch er auf's Krankenbett geworfen wurde. Längere Zeit wurde er seiner Arbeit entzogen. Kaum wiederhergestellt mußte er Zeuge von der Zerstörung des Eigenthums der Mission sein. Die Kirche ward von den Franzosen, die im April 1782 Cudelur von Neuem erobert hatten, zu einem Pulvermagazin umgeschaffen. Der Missionsgarten lag verwüstet. In Hüttemann's Hause hatten sich die Soldaten einquartirt. Da man der Missionsarbeit nichts in den Weg legte, so blieb Gericke auf der Station und trieb sie, so gut es eben gehen wollte. Sonntäglich hielt er noch den tamulischen Gottesdienst in der Schule, den englischen und portugiesischen in seinem eigenen Hause. Er suchte die Gemeinde vor der Zerstreuung zu bewahren. An eine Vergrößerung derselben war nicht zu denken. Manche Heiden begehrten wohl christlichen Unterricht, aber sie kamen aus unlauteren Beweggründen. Konnte ihr Lehrer ihnen nicht genug Reis verschaffen, so zogen sie sich wieder zurück. Ein Brief Gericke's vom 24. Juli 1782 versetzt uns in die damalige Lage Cudelurs und der dortigen Mission. Hier folgt er. „Mit dieser Gelegenheit, da ein englischer Kriegsgefangener nach Frankreich gesendet wird, melde ich Ihnen nur kürzlich und in Eile, daß Cudelur seit dem 3. April in französischen Händen ist. Seitdem hat es Gott gefallen, uns hier noch kleiner zu machen, als wir zuvor waren. Nur noch zwei tamulische Schulkinder sind übrig, die übrigen sind Alle gestorben. Ein epidemisches Fieber hat den dritten Theil des Restes hiesiger Gemeinde hingerissen, unterdessen daß ich selbst daran todtkrank war. Tirusiluwei hat mich schon im vorigen Jahre in unserer Noth verlassen. Isaak, der bei schweren Umständen immer außer Fassung ist, und keine

Gefährlichkeiten ertragen kann, ist nach Trankebar gegangen. Rajappen ist von schwacher Leibesconstitution und leidet viel bei der schlechten Provision, womit man sich schon anderthalb Jahre behelfen muß. Manoel besucht die übrigen wenigen Christen fleißig und redet mit Heiden, hat aber keinen Eingang. Der englische Schulmeister ist auch immer kränklich, er hält es aber mit mir aus. Unsere Kirche wurde gleich nach der Uebergabe zu einem Pulvermagazin gebraucht, und die armen Gehülfen, die nahe an der Kirche wohnen, haben seit der Zeit kein Feuer in ihren Häusern machen noch eine Lampe anzünden dürfen, auch keine andere Wohnung bekommen können. Den tamulischen Gottesdienst halten wir in der Schule, den portugiesischen in meinem Hause, wo ich auch den englischen fortsetze, denn nebst meiner Familie sind bisher noch immer englische Kriegsgefangene hier gewesen, die unserem Gottesdienste beigewohnt haben. Der Garten, der in diesem Jahre Etwas hätte eintragen können, ist sehr ruinirt. Und jetzt werden die noch übrigen Bäume wohl Alle umgehauen werden, da man in der Gegend Batterieen baut. Die Häuser, welche der selige Hüttemann bewohnt hat, sind von französischen Herren eingenommen. Uebrigens haben sich die Offiziere ganz wohl gegen mich verhalten. Der General Duchemin empfing mich ganz freundlich, als ich vor der Uebergabe zu ihm in's Lager herausging. Beide, Hyder Ali's Truppen und die Französischen, wollten Cudelur haben. Meine Mitmenschen schreiben es meiner Unterredung mit dem General zu, daß wir nicht in die grausamen Hände des Ersteren gefallen sind. Man hat meine Fürsprache für Andere, insonderheit auch für die englischen Kriegsgefangenen, immer gütig angehört und nach Möglichkeit geholfen. Auch hat mir der Admiral de Suffrein auf einen Brief eine gar freundschaftliche Antwort gesandt. Der Gouverneur von

Cudelur freut sich immer, wenn er etwas thun kann, das ich wünsche. Bei dem Allen aber sind wir in einer gar unangenehmen Lage. Die Theurung wird immer größer, das Land ist eine völlige Wüste. Die vorigen Einwohner sind gewiß über dreiviertel durch Schwert, Hunger und Krankheit umgekommen. Ich habe keine Verbindung mit meinen Brüdern und Freunden in Madras, wenige mit Trankebar, und das Elend ist allenthalben so groß, daß es noch immer das Beste bleibt, in Cudelur meine Geschäfte zu treiben. Gott hat uns wunderbar geführt, er wird uns ferner leiten. Es ist eine Leidenszeit."

Seinen Entschluß, in Cudelur zu bleiben, führte Gericke nicht aus. Er suchte eine Zuflucht in Madras, aber die dortigen Brüder waren ebenfalls hart gedrängt. Eine beabsichtigte Rückkehr nach Cudelur gab er auf. Die dortige Gemeinde hatte sich fast ganz zerstreut. Etwa 20 Christen waren in der Stadt geblieben, unter denen der Katechet Habacuc arbeitete. Die Zerstreuten zu sammeln war vor dem Friedensschluß unmöglich. Gericke zog von Ort zu Ort. Bald finden wir ihn in Madras, bald in Trankebar, bald in Cudelur. Eine längere Zeit arbeitete er in der holländischen Gemeinde in Nagapatnam mit großem Segen. Die Gemeinde bot Alles auf, ihn für immer zu gewinnen. Doch der Herr hatte ihm ein anderes Arbeitsfeld bestimmt.

Bei der Ordinationsfeier des jüngeren Kohlhoff in Trankebar, (1787), an welcher Gericke Theil nahm, wurde ihm von den dort versammelten Brüdern die Uebernahme der Mission in Madras angerathen. Fabricius, der Nachfolger B. Schultze's, des Gründers der Mission, war alt und krank. Er verlangte darnach, die Leitung des Werkes kräftigeren Händen zu übergeben. Gericke folgte dem Rufe, wiewohl ihm der Abschied von der Gemeinde

in Nagapatnam schwer wurde. „Wenn ich an Nagapatnam zurückdenke,“ schreibt er am 1. October 1788, „so überfällt mich Traurigkeit. Da war ich unter Christen und Heiden, Blanken und Schwarzen, wie ein Vater unter seinen Kindern. Wie es mir nun gehen wird, das muß die Zeit lehren. Ich hoffe, daß Gottes Wille, nach welchem ich nach Nagapatnam gekommen bin und mich so lange dort aufgehalten habe, nun geschehen ist.“

Im Jahre 1788 zog Gericke nach Madras (Vepery).*) Sein Freund Schwartz unterstützte ihn in der ersten Zeit. Seine Thätigkeit bewegte sich jedoch meist nur in den früher betretenen Bahnen. Ich will daher hier nur das erwähnen, daß er bald nach seiner Ankunft in Madras eine heilsame Ordnung in die dortige Gemeinde einführte. Es war das eine Art Kirchenzucht. Zwölf Männer aus der Gemeinde bildeten ein geistliches Gericht, das alle Mißhelligkeiten und Streitsachen unter den Christen untersuchen mußte. Das Ergebniß der Untersuchung mußte an Gericke schriftlich berichtet werden. War diese Einrichtung auch mit manchen Schwierigkeiten verbunden, so erwies sie sich doch in gar vielen Fällen als heilsam. Gericke schreibt darüber am 28. Januar 1794: „Die Einrichtung, die ich vor etlichen Jahren machte, in Erwählung der zwölf Aeltesten, mir zur Hülfe in der äußeren Zucht und Abwendung der Aergernisse, ist von gutem Nutzen, ob ich gleich selbst mit den Aeltesten oft viele Mühe und Arbeit habe. Bisweilen sind sie partheiisch oder unverständig und hartnäckig. Wenn sie dann zurecht gewiesen werden, so werden sie wohl ungehalten und versagen ihren Beistand eine Zeitlang; ja, Manche verhindern dann auch wohl das Gute,

---

*) Doch verlor er nie die Mission in Cudelur aus den Augen. Sein dortiger Nachfolger war der Missionar Horst. (gest. 1810.)

das ich zu befördern trachte. Es ist ihnen nicht so sehr um das Beste der Gemeinde zu thun, als vielmehr einen Vorzug vor Anderen zu bekommen. Unterdessen wird doch viel Böses verhütet, und manches Gute zu Stande gebracht, das ohne sie nicht geschehen würde.“ Und im Tagebuche vom 16. Januar 1795 berichtet er: „Heute haben mir die Aeltesten einen guten Dienst gethan. Sie hatten nämlich entdeckt, daß am 11., als am Pongölfeste, in dem Hause eines unserer angesehensten Christen die an diesem Tage gewöhnlichen heidnischen Ceremonieen sind gemacht worden. Sie sprachen mit dem Manne. Er nahm es aber übel, daß sie sich um das bekümmerten, was in seinem Hause vorgefallen. Heute starb sein Kind. Die Aeltesten baten um Erlaubniß, das Begräbniß zurückzuhalten, bis er und die Seinigen würden die Gemeinde um Vergebung gebeten und sich der Kirchenzucht unterworfen haben. Das hatte gute Wirkung.“

Gericke wirkte in rastloser Thätigkeit bis an sein Ende. Im Anfang des Jahres 1793 schreibt John von ihm: „Er ist nicht nur ein wahrer Segen für die Mission in Vepery, sondern auch Erzieher, Vater und Rathgeber für eine Menge Kinder und Erwachsene in Welur, Nagapatnam, Cudelur und anderen Orten. Ich erstaune und freue mich, wenn ich die Arbeiten, Leiden, Geduld *) und

*) Einen großen Schmerz empfand Gericke, als im Jahre 1795 in der tamulischen Gemeinde bedenkliche Unruhen ausbrachen. Einige Uebelgesinnte hatten sich einen Anhang zu gewinnen gewußt und suchten die Herrschaft über die Gemeinde an sich zu bringen, unter dem Vorwande, eine scharfe Kirchenzucht einzuführen. Nachdem ihre wahre Absicht sich verrathen hatte, wollten die Bessergesinnten, welche sie in ihre Verbindung zu ziehen gewußt hatten, sich von ihnen losmachen, sie wurden aber hart von den Aufrührern verfolgt. Gericke mußte, um den Streit beizulegen, die Obrigkeit zu Hülfe nehmen. S. die Zeitschrift Franckens Stiftungen B. III. S. 382.

lautere Gottseligkeit dieses Mannes betrachte." Ein ähnliches Urtheil fällt Schwartz über den Freund. „Seine Arbeit ist viel, und an vielen Orten, so daß man sich wundern muß, wie er es aushält." Außer der eigentlichen Missionsarbeit unterzog sich Gericke mit Freuden den Arbeiten unter Europäern. Im Hospital für Seeleute übernahm er die Seelsorge; für das von der Lady Campbell gestiftete Male und Female-Asylum (Erziehungsanstalt für protestantische Söhne und Töchter) arbeitete er mit großer Liebe; die Kriegsgefangenen suchte er in ihren Kerkern auf und brachte ihnen den Trost des Evangeliums. Als sein Freund Schwartz Madras verließ, übernahm er die Vormundschaft für den tanjour'schen Prinzen Serfudschi. *) Er unterrichtete ihn, so viel er Zeit hatte, und geleitete denselben im Jahre 1796 nach Tanjour zurück.

Gericke's Arbeiten in Madras wurden oft durch seine Missionsreisen unterbrochen, die er nach wie vor fortsetzte. Nagapatnam, Cudelur, Trankebar, Tirutschinapalli, Tanjour u. a. besuchte er mehrere Male, um da für das Reich Gottes thätig zu sein.

Gericke ist ein Kreuzträger unter den Missionaren gewesen. Aber wiewohl er oft an den Trümmern seiner Hoffnungen stehen mußte, er blieb getrost und unverzagt. Am Abende seines Lebens bereitete ihm der Herr noch eine rechte Erquickung. In den südlichen Gemeinden, in der Gegend zwischen Palamcottah und Manapaar, fand im Jahre 1802 eine allgemeine Erweckung statt, deren Zeuge der treue Knecht des Herrn sein durfte. Er war im Jahre 1800 mit Jänicke im Süden Indiens gewesen und hatte in den dortigen Gemeinden gewirkt. Die Arbeiten der Missionare, der dortigen Landprediger und Katecheten

*) Vgl. B. II. H. 3. 4. S. 162.

riefen im Jahre 1802 ein wunderbares Fragen nach dem Wege der Seligkeit hervor. Gericke reiste von Neuem dahin. Es war seine letzte Reise. Lassen wir uns von seinen erquickenden Erfahrungen mittheilen.

„Den 27. September reiste ich mit Tagesanbruch nach Parpanadaburam, wo ich die Christen in dem Bethause versammelte. Die Anzahl der Seelen ist 90, von welchen 34 das heilige Abendmahl empfingen, und darunter 11 zum ersten Male. Des Nachmittags taufte ich einen Setti, einen Mann von 50 Jahren, der allerlei Unglück erfahren und seine Noth dem St. Tiago, dem Gehülfen an dieser Gemeinde, geklagt und im Umgange mit ihm Trost gefunden hat. Durch diesen Umgang ist ihm ein Licht aufgegangen, und er hat nach und nach den Herrn Jesum kennen gelernt und auch Kraft und Freudigkeit bekommen, ihn vor der Welt zu bekennen. Er hat zwar gehofft, auch seine Frau zu gewinnen, aber sie beweist sich noch als eine Feindin des Christenthums. Nachdem der Gottesdienst und Privatunterredungen mit den Unsrigen geendigt waren, kamen viele römische Christen und auch Heiden ins Bethaus, um mich zu begrüßen. Die Heiden brachten auch allerlei Früchte. Ich bat sie, sich dem Herrn Jesu zu ergeben und erzählte ihnen das Beispiel des heute getauften Setti. Sie meinten, dem habe Gott die Kraft gegeben, ihnen aber noch nicht. Da ich die Christen fragte, ob sie mir nicht einen Mann vorschlagen könnten, zu dem sie ein Vertrauen hätten, und dessen Rath sie so willig folgen wollten, als des St. Tiago, sagten sie: Gebet uns den Setti zum Vorsteher neben St. Tiago, und gebt ihm euren Segen. Ich that dies, reiste nun gleich ab und kam noch vier malabarische Stunden weit.

Den 28. ging ich, da die Hitze sehr groß wurde, nur bis Sattanculam, einem großen Dorfe. Da das Haus, wo ich bleiben sollte, sehr niedrig war, so errichteten sie

ein Pandel vor dem Hause und goßen Wasser auf den heißen Boden und freueten sich, daß mir das sehr zur Erquickung gereichte. Da es Nachmittags etwas kühler wurde, so konnte ich etliche Stunden lang mit den zu mir kommenden Einwohnern reden. Des Abends kamen wir nach Mudelur, einem ganz christlichen Dorfe. Auf dem ganzen Wege dahin war ich mit Christen und Schulkindern aus diesem Dorfe umgeben, die mir entgegenkamen. Sie führten mich in ihre Kirche, die von Palmeeren und Palmblättern gebaut war und voller Lampen hing. Ich fing das Lied an: „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr," und verwunderte mich, daß sie so schön singen konnten. Ich betete und hielt einen Vortrag, darin ich die Gemeinde auch an die Leiden erinnerte, die über sie in dem Kriege mit den Paleiagaren ergangen waren, da die Heiden ihre erste Kirche und alle Bücher, die darin waren, verbrannt, und die Christen geplündert, in's Gefängniß geworfen und auf vielerlei Weise gepeinigt hatten, um sie zum Heidenthum zu bringen. Ich erinnerte sie aber auch an die Kraft, die ihnen war geschenkt worden, dem Herrn Jesu treu zu bleiben, und an die bewunderungswürdige Vermehrung dieser Gemeinde seit dieser schweren Zeit. Ich erweckte sie zum Dank und zur Treue im Christenthum.

Den 29. Schon sehr früh fingen Christen und Heiden an, einzeln zu mir in die Kirche zu kommen; daher ich denn den größten Theil des Tages mit Privatunterredungen zubrachte. Ein Heide von vornehmem Geschlechte ist seit mehreren Monaten in die Stunde gekommen, in welcher Heiden unterrichtet und zur Taufe vorbereitet werden. Er hat, da er als Mann von mehrerer Erziehung sich auch selbst durch das Lesen unserer Bücher weiter geholfen hat, eine gute Erkenntniß erlangt. Er war sehr betrübt, daß ihm der Landprediger die Taufe versagt hatte, und ich sie

ihm wohl auch nicht ertheilen würde, weil er, da ihm seine Frau keine Kinder geboren, eine zweite geheirathet hätte. Er wollte, da er von dieser auch keine Kinder hatte, sie wieder zu ihren Eltern schicken, und ihr einen anständigen Unterhalt geben, und fragte, ob er denn durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden könne. Ich stellte ihm die vielen Bedenklichkeiten vor, die man dabei hätte. Uebrigens hat dieser Mann einen guten Namen bei Christen und Heiden, und ist ein Mann von Ansehen und Vermögen. Des Nachmittags hatte ich einige Mißhelligkeiten, die zwischen dem Landprediger und einem Katecheten entstanden waren, beizulegen.

Den 30. Heute früh prüfte ich 21 Personen und segnete sie ein, die hernach auch nebst 27 Anderen das heilige Abendmahl empfingen. Da ich über die Worte redete: Suche Frieden und jage ihm nach, so machte dies auf Manche einen guten Eindruck, und der Katechet, der gegen den Landprediger allerlei grundlose Beschuldigungen vorgebracht hatte, fiel demselben nach dem Gottesdienste zu Füßen und that mit vielen Thränen Abbitte, daß es recht rührend war. Am Abend war wieder Gottesdienst, bei welchem die Häupter von zwei Dörfern, die hier lange in der Vorbereitung gewesen waren, nebst 26 anderen Erwachsenen, so wie auch drei in der Gemeinde geborene Kinder getauft wurden.

Den 1. October. Nach dem Morgengebet reisten wir ab, und kamen bis Naduwakuritschi, wo uns mehrere Christen entgegenkamen, und darunter auch Einige, die gestern in Mudelur getauft worden waren, die wir sammt den heidnischen Einwohnern, die auch herbeikamen, ermahnten, und mit ihnen beteten. Darauf erreichten wir Bethlehem, ein neues Dorf, wo auch eine neue Kirche ist, welche die Katechumenen, die sich hier niedergelassen, erbaut haben, um

darin getauft zu werden. Sie versammelten sich sogleich, und ich hielt ihnen einen Vortrag über das Evangelium vom Gichtbrüchigen und zeigte ihnen, was sie durch Annahme des Christenthums bei redlichen Gesinnungen von Jesu zu erwarten hätten, nämlich Vergebung der Sünden, und mit derselben die Kraft, ein heiliges Leben zu führen. Ich sagte ihnen, daß sie nun durch den Glauben an Jesum begnadigte Söhne und Töchter Gottes werden sollten. Hierauf wurden ihre heidnischen Namen nach ihren Familien aufgeschrieben und ihre neuen christlichen Namen dabei gesetzt. Am Abend versammelten sie sich wieder, und ich hielt noch einen Vortrag über die Geschichte des Cornelius und taufte 203 Seelen in 48 Familien. Jede Familie, nachdem das Formular durch den Landprediger gelesen war, und nachdem ich sie gefragt hatte, ob sie nun dem Heidenthume herzlich absagen, und ob sie die christlichen Wahrheiten glauben und denselben gemäß leben wollten, wurde nach ihrem heidnischen Namen aufgerufen, immer eine Familie nach der andern. Wenn sich Vater, Mutter, Kinder, und was sonst zu einer Familie gehörte, zusammengestellt hatten, knieeten sie nieder, und ich taufte sie in der Ordnung, in welcher ein Katechet ihre christlichen Namen hersagte. Oefters geschah es, daß ein Hausvater, wenn ein Glied seiner Familie die Taufe empfing, ihm einige erweckliche Worte zurief, welches sehr rührend war. Der Gottesdienst und die Taufe währte von 6 Uhr Abends bis Mitternacht. Der Landprediger und die Katecheten sagten: Es ist uns, als wenn wir neues Leben bekommen hätten; so Etwas ist noch nicht in diesem Lande geschehen.

Den 2. Die Gemeinde versammelte sich heute wieder zum Morgengebet, wo ihr zugleich auch die vier Aeltesten vorgestellt wurden, die sie selbst erwählt hatte. Wir besuchten verschiedene vornehme Heiden, welche, ob sie sich

gleich noch nicht entschließen konnten, Christen zu werden, doch ihre Freude über das, was sie gesehen und gehört hatten, bezeigten. Wir gingen hierauf vier malabarische Stunden weiter bis Nageladi. Hier fand ich es eben so, und wir hielten es auch ebenso, wie an dem vorigen Orte. Es war hier keine Kirche gebaut, sondern die Einwohner haben, da sie sich zum Christenthume überzutreten entschlossen hatten, ihre Götzentempel gereinigt und zum Gottesdienst bequem gemacht. Hier sind sie auch von dem Landprediger und Katecheten unterrichtet worden. Ich stellte ihnen das Beispiel der Lydia vor und taufte darauf alle Einwohner des Orts, nämlich 220 Seelen in 53 Familien. Es wurde 11 Uhr des Abends, ehe auch die Aeltesten verordnet wurden. Wir gingen darauf noch bis Kundali, wo wir bis an den Morgen ruheten.

Den 3. Das ganze Dorf wartete auf mich, um Gottes Wort zu hören und durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen zu werden. Hier wurde auch schon lange der Götzentempel in ein Bethaus umgewandelt. In meinem Vortrage hielt ich ihnen das Beispiel des Kerkermeisters vor und taufte darauf 62 Familien, bestehend aus 248 Seelen. Der ganze Gottesdienst währte von 8 Uhr Morgens bis des Nachmittags 2 Uhr. Wir gingen hierauf nach Karikowil, wo auch Alle auf uns warteten, und ihre Namen nach ihren Familien, nebst den christlichen, schon aufgeschrieben hatten. Der Katechet hatte ihnen die letzteren vorgeschlagen, und sie waren, so viel als möglich, mit ihren ehemaligen gleichlautend. Ich taufte nach gehaltenem Vortrage 46 Familien, bestehend aus 204 Seelen. Der Gottesdienst währte von 7 Uhr bis nach Mitternacht. Das Dorf besteht in einer langen Straße, an deren Südende der in ein Bethaus verwandelte Tempel steht. Es sah gar erwecklich aus, da die Leute mit

ihren Kindern aus allen Häusern die Straße zum Bethaus herauf kamen. Die Katecheten und auswärtigen Christen, die hierher uns nachgefolgt waren, sagten, da sie dies aus dem Bethause sahen: So sind die Leute nie an diesen Ort gekommen, da er noch ein Götzentempel war. Gott ziehet die Leute zum wahren Wedam und zur Taufe.

Den 4. Nachdem sich des Morgens die Gemeine noch einmal versammelt, und ich die Aeltesten derselben, auch Katecheten und Gehülfen, die ich in diesen nahe an einander liegenden Dörfern nebst einem in Wepery unterrichteten Jüngling zurückließ, dem Herrn empfohlen hatte, wurde ich zu einem anderen Dorfe, Uwari genannt, geführt. Diese 4 Dörfer liegen an der See zwischen Manapar und Kap Comorin; und der Strich des Landes, worin sie liegen, heißt Karei Suttu. Die Einwohner dieses letzteren Dorfes hatten nur erst gestern angefangen, ihren Götzentempel zu reinigen und in ein Bethaus zu verwandeln. Sie errichteten jetzt ein Pandel vor dem Tempel und erwarteten eine Versammlung von 500 Menschen. Da die Leute des Vormittags nicht kamen, und ich die Kürze meiner Zeit vorstellte und den Rath gab, daß der Landprediger sie taufen könnte, oder daß sie, wie sie abkommen könnten, nach Mudelur gehen möchten, um die Taufe zu empfangen, so baten auch die Vornehmsten des Ortes, doch zu bleiben, und es auch hier so zu halten, wie in den anderen Dörfern. Des Nachmittags hörten wir, daß ein arger Heide, der schon viel Noth gemacht und in den Unruhen mit den Paleiagaren die Christen in Mudelur durch harte Verfolgung zum Götzendienst zurückzubringen versucht hat, sich viel Mühe gegeben hatte, die armen Leute jetzt zurückzuhalten. Diejenigen, die sich weder durch seine Versprechungen noch Drohungen abhalten ließen, baten mich, daß ich bis Morgen bei ihnen bleiben möchte. Ich hielt ihnen des

Abends einen Vortrag über das Gleichniß von vielerlei Acker und hatte Ursache, mich über die Aufmerksamkeit der Leute zu freuen.

Den 5. brachten wir zu mit Unterricht. Auch wurden die Namen der Einwohner nach ihren Familien-, nebst ihren neuen christlichen Namen aufgeschrieben. Auch kam ein Mann, unter einer Wache von zwei Sypais, um mit mir zu sprechen. Er hatte schon dem Unterrichte, den ein Katechet ertheilte, beigewohnt, war aber in's Gefängniß gesetzt worden wegen der Plünderung eines Dorfes, die vor drei Jahren geschehen, und bei welcher er gewesen war. Er wünschte, getauft zu werden, da er auch im Gefängniß mehr Erkenntniß durch das Lesen unserer Bücher zu erlangen gesucht hatte. Ich hielt einen Vortrag über das Gleichniß vom Unkraut unter dem Waizen, und dann wurden 23 Familien, die aus 102 Seelen bestanden, getauft. Erst nach Mitternacht um 2 Uhr kam ich zur Ruhe.

Den 6. kamen wir zuerst nach Taruwei, wo viele Katechumenen wohnen, die, wenn es ihre Arbeit zuläßt, nach Mudelur zum Unterricht kommen. Da mir etliche entgegenkamen, und mich baten, in ihr Dorf zu kommen, so kehrte ich bei ihnen ein. Ich fragte nach ihrer Erkenntniß, erklärte Manches und betete mit ihnen vor einer Menge Heiden, die Alle den Wunsch äußerten, Jünger des Herrn Jesu zu werden. In Padukkeipattu hatte der vornehmste Einwohner vor seinem Hause ein Pandel aufgerichtet, uns darunter zu empfangen. Er wünschte sehr, ein Christ zu werden, aber auch zugleich, daß die anderen Einwohner mit ihm eines Sinnes werden möchten. Nachdem ich denen, die zusammen kamen, einen Vortrag gehalten hatte, ließ ich den Landprediger und die Katecheten daselbst und eilte nach Manapar, wo ich gegen Abend die Gemeinde versammelte und ihre Erkenntniß und Gesinnung untersuchte. Ich

fand sie im Ganzen nicht so, wie vor etwas weniger denn drei Jahren, da der gute, verständige, treue Adeikalam ihr Katechet war.

Den 7. versammelte sich die Gemeinde wieder, und ich setzte meine Untersuchung und Unterricht fort. Unterdessen waren der Landprediger und die Katecheten angekommen und berichteten, daß in Padukkeipattu 15 Personen sich entschlossen hätten, dem Haupte des Dorfes zu folgen und nach Mudelur zum Unterrichte zu kommen. Sie hatten gebeten, ihre Namen aufzuschreiben und waren alle von dem hohen Geschlechte der Wöllharer. Ehe ich die Kirche verließ, wurden mir 7 Personen, ihre Erkenntniß zu untersuchen und sie zu taufen, vorgestellt; so wie auch ein römischer Mann, der in unsere Gemeinde aufgenommen zu werden begehrte. Gegen Abend hielt ich einen Vortrag und confirmirte 34 Personen, und hielt Beichte, bei welcher sich noch 7 Personen einfanden. Die Gemeinde besteht jetzt aus 113 Seelen."

Gericke kehrte von dieser Reise über Tirutschinapalli und Trankebar am 14. Dezember nach Madras zurück. Seine Wirksamkeit im Süden war eine reich gesegnete gewesen. Nach seiner Abreise meldeten sich viele Heiden zum christlichen Unterrichte. Doch während das Evangelium eine so große Bewegung hervorrief, ruhete auch der alte Feind nicht. Es brachen heftige Verfolgungen gegen die Christen aus. Alle mögliche Schmach thaten ihnen die Heiden an. Die Gläubigen wurden als der Rechte ihrer Kaste verlustig angesehen. Bewaffnete Haufen drangen während des sonntäglichen Gottesdienstes in die Bethäuser. Die Versammelten, Männer, Frauen, Kinder, wurden „ergriffen, geschlagen, in Eisen gelegt, ihre Häuser geplündert". Gericke erhielt gleich bei seiner Ankunft in Madras durch Briefe von dieser Verfolgung Nachricht. Er wäre gern

selbst wieder nach dem Süden gereist, aber ein Fieber legte ihn auf's Bett, so daß er bis in den Januar 1803 gänzlich unfähig zur Arbeit war. „Wie und durch wen Gott helfen wird", sagt er am Schlusse seines Tagebuches von 1802, „das müssen wir mit Geduld und Demuth abwarten. Ich hoffe, er wird es dem Feinde nicht zulassen, daß er das dort angefangene Werk zerstöre; und diese unerwartete schwere Verfolgung wird die Unsrigen reinigen, und ihre Beständigkeit wird Viele zum Nachdenken bringen. Er wird ihnen auch Gnade geben, daß sie werden lieber leiden wollen, als unerlaubte Mittel gebrauchen, sich selbst zu helfen." — Gericke hat über den Verlauf und das Ende dieser Verfolgungen wenig berichtet. Die Missionare in Trankebar aber haben darüber eine genauere Mittheilung gemacht. „Bald nach der Freude über die Tausende, welche in den südlichen Gegenden das Evangelium angenommen hatten, die Herr Gericke empfand und nach seiner Rückkehr unter uns verbreitete, geschah das, was zu erwarten stand, was gleich nach der ersten Grundlegung und Ausbreitung der christlichen Kirche geschehen ist und deshalb uns nicht als etwas Ungewöhnliches überraschend sein konnte, obschon es uns sehr angriff und betrübte. Der Feind säete sein Unkraut unter den Waizen, die Heiden fingen an zu rasen und zu fürchten, daß noch mehr heidnische Tempel gestürzt und in christliche Bethäuser verwandelt werden sollten. Allgemeine Klagen wurden gegen die neuen Christen erhoben, daß sie nun nicht mehr, wie vordem, arbeiten und ihre Abgaben ordentlich erlegen wollten. Viele wurden mit Gewalt vom Gottesdienst weggeführt, wurden geschlagen, ausgeplündert, in's Gefängniß geworfen, und eine neue christliche Kirche ward in Brand gesteckt und in Asche gelegt. Ein vornehmer Heide, der schon bei Hrn. Gericke's Anwesenheit seine Feindschaft verrathen, aber damals noch zurückgehalten hatte, zeigte

bald seinen Verfolgungseifer, und selbst unter den Neubekehrten fand sich ein Aufseher, der, als er das Christenthum annahm, sich jüdische Begriffe vom Reiche Gottes gemacht, und denen, die er mit sich brachte, große irdische Vortheile versprochen hatte, nun aber, da er sich betrogen sah, ein Julianus wurde, sich an die Widersacher anschloß und unter denselben auszeichnete. Einige Beispiele von unheiligen Christen, die sich fanden, wurden auf Alle ausgedehnt, und die Ausbreitung des Christenthums wurde von heidnischen Dubaschen dem englischen Residenten als schädlich für die Einkünfte und bürgerlichen Einrichtungen dargestellt, so daß der Landpriester Befehl erhielt, Niemanden mehr anzunehmen und zu taufen, der sich zum Uebertritt melden würde. Es liefen deshalb die betrübendsten Briefe und Nachrichten ein, begleitet von den inständigsten Bitten, daß man sich der bedrängten Christen annehmen, und daß ein Missionar zu ihrem Trost und ihrer Stärkung hineilen möchte. Inzwischen hatte ein christlich gesinnter Engländer sich ihrer durch Fürbitte und richtige Darstellung der Sache angenommen, und ein neuer, edeldenkender Collector folgte seinem Beispiele, stellte nähere Untersuchungen an, dämpfte die Aufläufe und bestrafte die Schuldigen ohne Ansehen der Person. Einige von denen, welche die Kirche verbrannt hatten, wurden von den englischen Richtern zu einigen Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Untersuchung geschah besonders bei der Anwesenheit des Hrn. Kohlhoff, der im Februar 1803 eine Reise zu diesen Gemeinden machte und bei dem guten Collector und anderen englischen Herren überall gut aufgenommen wurde. Er erforschte und stellte den wahren Zustand dar, fand Aufmerksamkeit und Beistand, stimmte viele Widersacher milder, befahl den Christen an, vorsichtig zu wandeln, ermahnte sie, in Treue, Standhaftigkeit und Geduld ihrem durch Leiden verherrlichten Erlöser nachzufolgen,

und ermunterte sie durch die Hoffnung, daß die, welche willig sein Kreuz auf sich nehmen würden, auch dereinst Theil an seiner Herrlichkeit haben sollten."

Gericke war im Anfange des Jahres 1803 so weit wiederhergestellt, daß er am 23. Januar wieder seine Amtsgeschäfte auszurichten versuchte. Doch seine Kraft war gebrochen. Die Noth der verfolgten Brüder im Süden beugte ihn tief darnieder. Er erholte sich nur langsam. Auf die Einladung eines englischen Freundes begab er sich im September nach Rajahcottah. Er hoffte, die Veränderung der Luft werde ihm wohlthuend sein. Auf dem Rückwege von da mußte er in Welur bleiben, wo er am 2. October 1803 selig entschlafen ist.

Die Katecheten in Madras, David und Kanagarajen theilten in einem Briefe an die Missionare in Trankebar eine ausführliche Nachricht über sein Ende mit. Ich will dieses Schreiben hier hersetzen. Es lautet: „Wir Katecheten zu Wepery entbieten den sämmtlichen hochwürdigen Herren Missionaren, als unseren geistlichen Vätern, demüthig und Gott preisend, unseren Gruß; und halten uns verbunden, denselben folgende betrübte Nachricht zu ertheilen.

Einige Tage darnach, als die Ehegenossin unseres geliebten Vaters und Seelsorgers, des Hrn. Gericke, mit seiner Genehmhaltung mit ihrem Enkel nach Europa gegangen war, bemerkte man an ihm eine gänzliche Zerrüttung seiner Gesundheit. In diesem Zustande nahm er sich vor, sowohl wegen seiner Gesundheit, als auch in Angelegenheiten der Mission eine Reise nach Pondichery und Cudelur zu thun. Weil aber gerade zu der Zeit der englische Oberst in Rajahcottah ihn sehr dringend bat, dahin zu kommen, um eine Verwandte von ihm zu trauen, so fand er für gut, erst dorthin, und von da aus nach Cudelur zu

reisen. Er verließ daher am 2. Sept. Wepery und nahm seine Reise über Welur, wo er erst mit den dasigen Christen Gottesdienst hielt, nachher den dortigen malabarischen Katecheten Schawrimuttu zu sich berief, und mit diesem am 12. nach Rajahcottah abging. Bei seiner Ankunft daselbst verrichtete er die Trauung, taufte einige Kinder und reichte fünf Personen das heilige Abendmahl. Nun war er gesonnen, von da wieder abzureisen; ein lang anhaltender Regen aber verhinderte ihn daran, so daß er noch etliche Tage länger daselbst verweilen mußte. Von dort aus sandte er noch etliche Briefe hierher, schrieb auch an die Herren Päzold und Hüttemann nach Calcutta, um die aus Europa angekommenen, aber nach Bengalen geschafften Missionskisten abzuholen. In jenen Briefen berichtete er uns, daß er dem äußeren Ansehen nach zwar gesund, die innerlich sich befindende Krankheit aber noch immer dieselbe sei. Erst am 20. Sept. verließ er den Ort, und kam den 26. wieder in Welur an. Auf dieser Zurückreise überfiel ihn eine noch größere Leibesschwäche. Am 27. schrieb er: „Da ich mich sehr schwach fühle, so werde ich nicht nach Cudelur gehen, sondern geraden Weges nach Wepery zurückkehren." Auf diese Nachricht sandten wir den Dewasagajen entgegen. Dieser wurde auf der Hälfte des Weges von einer Krankheit überfallen und mußte wieder umkehren. Am 1. October schrieb er an mich, den Katecheten David, aber nicht mehr eigenhändig, sondern durch einen mit ihm gereisten Brahminen, daß er den Tag darauf von Welur abgehen werde, und beorderte mich zu dem Ende, Palankinträger zu bestellen und fertig zu halten, auch selbst eine Tagereise voraus ihm entgegen zu kommen. Dieser Brief kam den 3. in meine Hände. Ich bestellte die Palankinträger und machte mich gleich auf den Weg; hörte aber, da ich durch Istiripermador kam, die Nachricht, Hr. Gericke

sei schon in der seligen Ewigkeit. Ich reiste weiter und kam in der Nacht um 2 Uhr in Rajasisattiram an, wo ich dem Leichnam des Seligen begegnete; mit welchem ich dann zurückkehrte und am 6. sehr früh in Wepery ankam.

Während seines Aufenthaltes in Welur, in dem Hause des Colonel Cammel, bediente er sich der Arzneien eines europäischen Arztes. Als er aber sah, daß er nicht weiter reisen könnte, und doch reisen wollte, so gebrauchte er auf dessen Anrathen am 29. September ein Bad. Von diesem Augenblicke an ward er von Stunde zu Stunde schwächer. Weil aber der Blutgang etwas gestillt worden war, so nahm er sich vor, den nächsten Sonntag, als am 2. October, seine Rückreise anzutreten, und sandte schon seine Coffres und Proviantträger, desgleichen die mit ihm gereisten malabarischen Knaben bis Arcot voraus, und behielt bloß den Katecheten Schawrimuttu nebst dem Kinde eines Europäers bei sich. An demselben Morgen taufte er noch das Kind des Colonel Cammel, ob er gleich überaus schwach war und die Taufe auf dem Bette sitzend verrichten mußte. Nach der Taufe sagte er: Nun muß ich eiligst abreisen, denn mich verlanget, meine Kinder*) und alle meine Gemeindeglieder zu sehen. Da aber der Colonel, der Arzt und die Uebrigen dagegen waren, so ward er sehr betrübt. Gegen Abend befahl er, seinen Palankin fertig zu halten, und bald darauf sagte er zum Katecheten: „Ach, ich fühle mich sehr schwach, gehe zum Stadtmajor, und bringe mir den zur Reise nöthigen Paß.“ Da dieser ihn brachte, sagte er: „Ich habe ihn nicht nöthig, hebe ihn auf. Ich gehe!“ — Der neben ihm stehende Knabe fragte: „O mein Herr, wo gehen Sie denn hin?“ — Er sagte: „Sei du nur ruhig, mein Sohn, ich gehe.“ — Er nahm

*) Die Zöglinge im female Asylum.

hierauf drei Löffel voll Reiswasser und sagte: „Nun störe mich Niemand weiter"; und nun legte er sich auf die Seite nieder. Um 12 Uhr des Nachts rief er aus: „Mein Gott! mein Jesu! mein Jesu!" und so lag er still, als wenn er schliefe. Niemand erdreistete sich, ihn zu wecken, da er gesagt hatte: „Niemand störe mich". — Als nun Schawrimuttu ihn anredete: „Sie wollten ja frühe reisen", so entdeckte er erst, daß er schon verschieden sei. Er machte den Todesfall gleich bekannt, und alle englischen Herren kamen herbei und betrachteten den Leichnam des Seligen, der ganz einem Schlafenden glich, mit thränenden Augen. Da sie ihn in Welur begraben wollten, so sagten Einige: Es wird besser sein, ihn nach Wepery zu tragen, wo schon in dem Gewölbe, in welchem seine beiden Kinder begraben liegen, eine Begräbnißstelle für ihn bereitet ist. Sie schmückten also den Leichnam mit wohlriechenden Sachen, kleideten ihn zur Beerdigung an und legten ihn in einen Sarg.

Als derselbe am 6. October in Wepery des Morgens ankam, wurde sogleich die Sterbeglocke geläutet, auf deren Klang eine große Menge Menschen von verschiedenen Ständen herbeikam, und Alles mit Weinen und Wehklagen erfüllte. Den Tag über stand der Leichnam im Hause des Seligen. Wir legten ihn darauf in einen hier verfertigten neuen Sarg und setzten ihn des Nachmittags um 4 Uhr in die Kirche, wo die daselbst versammelten tamulischen und portugiesischen Gemeindeglieder und die aus dem Asylum herbeigekommenen Mädchen und einige Herren so lange Sterbelieder sangen, bis alle Herren in und um Wepery zusammengekommen waren.

Als nachher auch die beiden englischen Fort-Prediger anlangten, wurde der Leichnam nach englischem Gebrauch beerdigt und in das Gewölbe auf dem Weperyschen Kirchhofe beigesetzt. Es war dort eine außerordentliche Menge

von Leichenbegleitern aus allen Ständen, Christen und Heiden, zusammengekommen. Man schätzte sie zwischen vier und fünf tausend. Man sahe und hörte Nichts als Weinen und Wehklagen.

Der Grund unserer Beruhigung ist der, daß das Ende der irdischen Laufbahn unseres geliebten Vaters und größten Wohlthäters unstreitig nach Gottes gnädigem Willen auf diese Weise gekommen ist.

Von dem Tage an, als Sie, unsere geistlichen Väter, uns Beide zum Dienst des nun im Herrn ruhenden Hrn. Gericke ausersehen und vorgeschlagen haben, hat er uns wie seine Kinder geliebt. Wir flehen zu Gott, daß wir der vielen und großen Wohlthaten, die der Selige uns erwiesen hat, lebenslang und mit gerührten und dankbaren Herzen eingedenk verbleiben mögen; und ein gleiches Verlangen empfinden alle, die von dem Seligen Gutes genossen haben. Wir schmeicheln uns nun, daß Sie uns Allen, die wir durch den Verlust eines so guten und treuen Seelenhirten in große Bekümmerniß versetzt worden sind, ein gütiges Schreiben zum Troste übersenden, und einen rechtschaffenen Hirten wählen werden, der diese verlassene Heerde weiden könne."

Die Missionare in Trankebar, John, Rottler und Cämmerer, zeigten in einem Schreiben den englischen Missionsgemeinden den Tod ihres Freundes an. Sie legten ihnen darin das Wort an's Herz: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes verkündigt haben. Wohl hatten sie Recht, wenn sie schrieben: „Ein treuer Lehrer nach dem anderen geht in seine Ruhe ein, und Wenige sind noch übrig". Traten auch jüngere Männer auf das Missionsfeld wieder ein, so waren sie selten von dem rechten Glauben erfüllt. Der Unglaube, der am Ende des vorigen Jahrhunderts unsere evangelische Kirche verwüstete, wurde,

wenn auch nicht in so offenbarer Weise, nach Ostindien verpflanzt. Gericke ist einer der Sterne, die da in jener Zeit der Finsterniß hell leuchten. Er lebte für die Mission; ihr waren seine Kräfte bis an seinen Tod gewidmet. Die trankebarschen Missionare rufen ihm in ihrem Tagebuche von 1803 nach: „Ruhe sanft, du liebenswürdiger, treuer, unvergeßlicher Bruder! nach deinen langen und oft schweren Leiden. Genieße auf einer unter den Seligen erhabenen Stufe die Belohnung deiner Geduld und Treue, da du unter deinen Brüdern und Dienern des Evangeliums so sehr hervorleuchtetest als Christ und als Lehrer. Christus war dein Leben, Sterben war dein Gewinn; und nun bist du bei ihm, dem du so treu dientest, nachfolgtest, und dich nach ihm sehntest. Dein Beispiel in der Demuth, Uneigennützigkeit, Geduld und unermüdeten Thätigkeit in deinem Amte, dem du Alles aufopfertest, sei uns stets lebhaft gegenwärtig und ermunternd, demselben ähnlich zu werden!

Daß sein Verlust unersetzlich für die Mission ist, und Indien schwerlich seines Gleichen wiedersehen wird, ist das allgemeine Urtheil Aller, die ihn gekannt haben, und selbst in dem Briefe eines Engländers vom ersten Range so wörtlich und wahr ausgedrückt. Er war überhaupt allgemein geliebt und geschätzt, da sein Umgang angenehm, lehrreich und erbaulich war, und jedes Wort aus seinem Munde gleichsam abgewogen und vorher überdacht war. Seine weitläufige Bekanntschaft und lange Erfahrung schaffte ihm immer neuen Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung auch in gemischten Gesellschaften, denen er sich nicht entzog, wenn es der Wohlstand erforderte. Diesen beobachtete er überall so sehr, und zeigte ein so bescheidenes und sanftes Wesen, daß er sich dadurch auch den Vornehmsten empfahl, die ihn gern bei sich hatten und ihm mit vieler Freundlichkeit und Achtung begegneten. Dieses war ihm besonders nützlich bei

der Fürsprache für Andere; und selten wurde ihm Etwas abgeschlagen, da man versichert war, daß er um Nichts bitten würde, was unbillig oder mit zu großen Schwierigkeiten verbunden wäre. Dieses vermehrte freilich auch seine Arbeiten, Besuche und Briefwechsel sehr. Er konnte aber Niemand einen irgend möglichen Dienst abschlagen, wenn es ihm auch viel Mühe, Zeit und Ausgaben kostete, ja selbst mit eigener Gefahr verbunden war. Hiervon gab er merkwürdige Beispiele schon in Cudelur 1782, da er sieben englische Offiziere von denen, die Admiral Suffrein an den Hyder auslieferte, in seinem Hause verbarg, und sie unterhielt, bis sie sicher waren, und sie dadurch von Ketten und Banden und aus allem Elende errettete, in welchem die übrigen zwei Jahre lang unter einem solchen Tyrannen schmachten mußten. Durch seine Thätigkeit und Achtung, die er selbst bei dem französischen General und den Offizieren hatte, brachte er es bei der Uebergabe von Cudelur dahin, daß die Hyder'schen Truppen nicht mit eindringen durften, und die wieder zurückgetrieben wurden, die schon in der Stadt waren. Den Secretair des Admirals, einen Deutschen, hatte er nach seiner schweren Verwundung in der Seeschlacht lange in seinem Hause und pflegte ihn mit vielem Aufwand, selbst seiner ihm kostbaren Zeit, wie ein Bruder.

Wie nützlich er den holländischen Kriegsgefangenen von höherem und niederem Stande gewesen, wie treu er sich der dänischen angenommen, ist noch in frischem Andenken. Vielen half er durch seinen weisen Rath, durch wirksame Fürsprache, durch thätige Beihülfe, und sorgte nicht nur für ihre leiblichen Bedürfnisse, so viel er konnte, sondern auch für ihre geistlichen, durch Besuche, Unterricht ihrer Kinder und Stiftung verschiedener Schulen und Armenanstalten zu Nagapatnam, Sadras und Paleicat. Seine treue

Arbeit und Sorge für das Female Asylum und für das Seehospital ist bekannt. Wo er wahres Christenthum fand, dahin richtete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und die Freunde Christi von beiderlei Geschlecht sahen ihn als ein schätzbares Kleinod an, dessen Verlust sie mit wehmüthigen Thränen bedauern. Auf sein Amt, auf seine Gemeinde und auf die Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Jesu unter der Nation wendete er seine Hauptkräfte; und was für ausgebreiteten Segen er noch ein Jahr vor seinem Tode in den südlichen Gegenden gestiftet habe, lehrt sein Tagebuch. Sein Gebet, daß er in dem letzten Theil seines Lebens noch recht nützlich sein möge, wurde also reichlich erhört.

In seiner Haushaltung war er überaus sparsam. Auf sich selbst wendete er wenig, und auf seine dürftigen Mitmenschen Alles. Je uneigennütziger er war, desto mehr Wohlthaten flossen ihm zu, von denen er wieder reichlich austheilte; welches manchmal Summen von mehreren hundert Thalern betraf, wenn er dadurch etwas Wichtiges bewirken oder Unheil abwenden konnte. Er lebte gering, begnügte sich auf seinen Reisen oft mit etwas Carri von Reis und gedörrtem Salzfisch, welches er sein Puradesi oder Pilgrimscarri nannte; und arbeitete und sparte, daß er übrig hätte zu geben den Dürftigen. So wie bei seinem Leben eine Menge von Armen, Wittwen und Waisen an seinem Vermögen Theil nahm, so blieb nach seinem Tode noch so viel übrig, daß er für seine Familie, von der seine Gattin und Enkel, außer denen in Europa, noch übrig sind, anständig sorgen konnte, und auch für's Erste die Anstalten in Wepery noch nothdürftig können fortgesetzt werden *).

---

*) Gericke's Testament lautet nach den Neueren Halleschen Berichten, Band VI. S. 1111 also: „Dieser Tag bringt mich in mein

Im letzten Jahre noch sprach er von Sammlung und Aussetzung eines bestimmten Fonds für ein Seminarium zur Erziehung armer, aber fähiger europäischer Jünglinge für die Mission, wo auch gelehrte Sprachen und Kenntnisse sollten vorgetragen werden.

Ob ihm gleich zu eigenen Studien wenig Zeit übrig blieb, so hatte er doch große Achtung für die Wissenschaften und schätzte sie an Anderen. Einen gutgesinnten Brahminen

---

mein 60. Lebensjahr. Große Wohlthaten habe ich von Gott empfangen, und durch mancherlei Leiden bin ich heimgesucht worden. Der größte Kummer wurde mir in den letztverwichenen sieben Jahren bereitet, wo meine Tochter, Dorothea Sophia Hunter, in ihrem 20., und mein Sohn, der Hauptmann Georg Friedrich Gericke, in seinem 30. Jahre starb. Beide waren von mir selbst erzogen, liebevoll und dankbar gegen mich; beide erfreuten sich der Segnungen des Christenthums, in welchem sie unterwiesen waren. Ihr Tod erfordert eine neue Anordnung in Betreff meines Vermögens. Ich hatte niemals darauf gerechnet, mit mehr als Nahrung und Kleidung versehen zu sein; doch gefiel es dem Allmächtigen, mir Hülfsquellen zu eröffnen, aus welchen mir so manche Unterstützung zufloß; möge er nun mit dem, was ich hinterlasse, Anderen nach meinem Tode eine Erleichterung bereiten. (Hier folgen die einzelnen Legate an seine Gattin, an seinen Neffen, seinen Enkel, an die Schullehrer und Katecheten, zusammen 7725 Pagoden betragend.) Das Uebrige, was die gütige Vorsehung mir verliehen hat, vermache ich der Mission zu Wepery und der Anstalt zu Nagapatnam. Die Zinsen davon werden hinreichen zur Besoldung der Schullehrer und Dienstboten, zur Unterstützung derjenigen Schulkinder, die nicht in die Asylums aufgenommen werden können, zur Versorgung der Pressen, zur Bezahlung der Dienstleute und zu monatlichen Gaben der Wohlthätigkeit. Auch wünsche ich, daß davon die Häuser und Kirchen der Mission in baulichem Stande erhalten werden. Zu Executoren des Testaments ernenne ich meinen Schwiegersohn, John Hunter, und die Herren Breithaupt, John, Rottler, Cämmerer und Kohlhoff."

besoldete er, daß er einem anderen Bruder in Nachforschungen der indianischen Literatur behülflich sein möchte.

In dieser Thätigkeit für seine Mitmenschen führte und endigte er sein theures Leben, und zwar ohne lange und schwere Krankheit, als ein Pilgrim auf der Reise, und ohne den Kummer noch zu empfinden, den ihm der Anblick der an sein Krankenlager sich drängenden Freunde und Glieder seiner Gemeinde und der Gedanke an die verlassene Missionsanstalt wahrscheinlich würde verursacht haben. Die Besorgung derselben und dessen, was er hinterließ, hatte er in seinem ein und ein halbes Jahr vorher aufgesetzten Testamente dem Hrn. Hunter, Hrn. Breithaupt, Hrn. Missionar Kohlhoff in Tanjour und uns dreien in Trankebar aufgetragen."

Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen,
Die auf der Mau'r als treue Wächter stehn;
Die Tag und Nächte nimmer schweigen,
Und die getrost dem Feind' entgegen geh'n;
Ja, deren Schall die ganze Welt durchdringt,
Und aller Völker Schaaren zu dir bringt.

O daß doch bald dein Feuer brennte!
O möcht' es doch in alle Lande geh'n!
Ach, Herr, gib doch in Deine Ernte
Viel' Knechte, die in treuer Arbeit steh'n.
O Herr der Ernte, siehe doch darein:
Die Ernt' ist groß, da wenig Knechte sein.

II.

Christoph Samuel John,

evangelischer Missionar in Trankebar.

Was du von mir gehöret hast durch viele Zeugen, das befiehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch Andere zu lehren. 2. Tim. 2, 2.

Christoph Samuel John wurde am 11. August 1747 zu Frobersgün bei Greiz geboren. Sein Vater, ein frommer Prediger, erzog ihn in der Furcht des Herrn. Nach vollendeten Studien auf der Schule zu Greiz und später auf der Universität zu Halle, wirkte John als Lehrer an dem Francke'schen Waisenhause. Durch den damaligen Direktor desselben, Knapp, erging an ihn im Jahre 1769 der Ruf des Missionscollegiums zu Kopenhagen, als Missionar nach Trankebar in Ostindien auszuziehen. John zögerte, diesen Ruf anzunehmen. So manche Bedenken gegen die Annahme standen ihm vor der Seele. Endlich entschied er sich, zu gehen, wohin der Herr ihn rufe. Auch sein Vater gab seine Zustimmung zu dem Entschlusse des Sohnes. Mit einem anderen auszusendenden Missionar, Müller, begab sich John im October 1769 nach Kopenhagen, wo die Beiden zu ihrem Amte feierlich eingesegnet wurden. Ungünstiges Wetter indessen verzögerte ihre Abreise nach Trankebar; erst am 13. Juni 1771 betraten sie das indische Festland.*)

---

*) Das Reisediarium findet sich in den Neueren Halle'schen Berichten B. I. S. 824 ff.

Ehe wir John, der unter den trankebar'schen Missionaren eine hervorragende Stellung einnahm, in seine Arbeit begleiten, werfen wir einen kurzen Rückblick auf die älteren Heidenboten. —

Ueber die Gründung der Mission durch Barth. Ziegenbalg, und über ihren Fortgang und weitere Ausdehnung habe ich früher ausführlich erzählt *). Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts standen in Trankebar fünf Missionare. Ihre Namen sind Wiedebrock, Kohlhoff, Zeglin, Maderup und Klein. Die Erstgenannten, welche bereits eine Reihe von Jahren der Mission gedient hatten, konnten nicht mehr mit der Kraft wirken, welche der immer ausgedehntere Wirkungskreis erforderte. Das Missionskollegium sandte daher zwei neue Arbeiter in Schwartz und Polzenhagen. Der Letztere starb aber schon im Jahre 1756. Schwartz trat im Jahre 1767 von der dänischen Mission in Trankebar zu der englischen in Tirutschinapalli über. Der 1755 angekommene Missionar Dame starb 1766, im folgenden Jahre auch Wiedebrock, nachdem er 30 Jahre mit vieler Treue gearbeitet hatte. König und Leidemann verstärkten 1768 die Arbeiterkräfte; da aber einige der älteren Heidenboten durch Schwäche und Kränklichkeit vielfach gehemmt waren, so sandte das Missionskollegium 1771 John und Müller **). — Die Gemeinde in Trankebar war mit jedem Jahre an Zahl gewachsen. Im Jahre 1754 z. B. wurde sie mit 251, im Jahre 1770 mit 184 Seelen vermehrt. Die tamulische und portugiesische Schule wurden fleißig besucht. Nahe an 40 Eingeborene wirkten als Landprediger, Katecheten, Schullehrer u. s. w. im Dienste der Mission.

---

*) Vergl. Band I. H. 2 bis 4. Band II. H. 2 bis 4.

**) Müller hat nur kurze Zeit in Trankebar gewirkt; er starb am 30. Decbr. 1771.

Gleich nach seiner Ankunft in Trankebar begann John das Studium der tamulischen Sprache. Im Frühjahre des folgenden Jahres war er ihrer so weit mächtig, daß er in die eigentliche Missionsarbeit eintreten konnte. „Was mich betrifft", schreibt er am 10. October 1772, „so genieße ich immer der Gnade einer auch nicht einmal von geringeren Zufällen unterbrochenen Gesundheit und erhalte täglich Munterkeit und Kräfte, sowohl durch Erlernung und Uebung der Landessprache immer brauchbarer zu werden, als auch die darin übernommene Arbeit nach Vermögen auszurichten. Etliche Wochen vor Ostern fing ich im Namen des Herrn an, in der tamulischen Schule mit kleinen Kindern in der malabarischen Sprache zu stammeln. Am zweiten Osterfesttage hielt ich die erste tamulische Predigt über das ordentliche Evangelium, und einige Zeit darauf schenkte mir Gott die so sehnlich erwünschte und erbetene Gnade, daß ich in die Reihe meiner geliebten Brüder mit eintreten konnte, um wenigstens die sonntägliche Arbeit in der Kirche und in der Katechisation in der Schule wechselsweise mit zu verrichten, worin ich bisher fortgefahren und mit immer zunehmender Begierde durch tägliche Uebung nach der Fertigkeit trachte, auch ohne vorhergegangene Zubereitung in der Sprache bei jeder vorfallenden Gelegenheit das Evangelium von Jesu zu verkündigen. Mit Heiden zu sprechen wird mir wegen der Menge unbekannter Wörter, die ihre Ceremonien und Götzenwesen betreffen, noch etwas schwer; doch habe ich darin einen kleinen Anfang gemacht. Zum Hausbesuch der Christen auf den herumliegenden Dörfern aber gehe ich öfters aus." Je leichter John der Gebrauch der Landessprache wurde, desto kräftiger und lebendiger griff er in die Missionsarbeit ein. „Unser lieber John", schreibt der Missionar Klein am 22. Februar 1774, „hat bis hieher sich als ein wahrer Gehülfe bewiesen und ist zu aller

Arbeit willig. Gott hat ihm viele gute Gaben gegeben, die er auch nicht vergräbt, sondern anwendet. Er hat sich nur etwas zu stark angegriffen, vornämlich mit Erlernung der Sprache, daher ich wünschte, er könnte die auch nöthige Reise nach Tanjour thun, um sich zu erholen. Er kann jetzt mit uns Aelteren schon mit gleichen Schritten bei aller Arbeit fortgehn. Gelobt sei Gott für seine Hülfe."

John besaß die Gaben eines tüchtigen Schulmanns. Es bleibt sein Verdienst, daß unter seiner Leitung die Schulen Trankebars auf eine bisher unerreichte Höhe sich erhoben. Die Schule ist sein eigentliches Feld; und wenn er auch in anderer Weise für die Mission thätig war, so ragt er doch hier vor seinen Mitarbeitern nicht besonders hervor.

Im Jahre 1774 nahm John zwei tamulische Jünglinge, Schawrirajen und Njanapiragasam, in sein Haus auf. Er ertheilte ihnen besonderen Unterricht und sah denselben gesegnet. Nach zwei Jahren wurde Njanapiragasam in Tanjour, Schawrirajen aber in Trankebar als Schullehrer angestellt. Der Letztere hat im Jahre 1785 an einen Wohlthäter in Europa, auf dessen Kosten er unterhalten wurde, einen Bericht über sein Leben in deutscher Sprache geschrieben, aus welchem wir ihn näher kennen lernen. Ich theile ihn wörtlich hier mit.

„In Christo Jesu hochgeschätzter Vater und Wohlthäter! Vor etlichen Jahren, da ich in der Schule ein Kind war, erhielt ich einen werthesten Brief von meinem hochehrwürdigen Vater, und darin fand ich gute erweckliche Ermahnungen, und diese sind mir bis jetzt sehr merkwürdig und angenehm. Auf diesen theuersten Brief habe ich damals geantwortet. Nun aber schreibe ich aus Dankbarkeit wieder einen Brief an meinen hochehrwürdigen Wohlthäter und lege ganz deutlich und mit Wahrheit alle meine Umstände meinem hochgeschätzten Vater vor. Als ich bei mei-

nem hochehrwürdigen geistlichen Vater, Missionar Hrn. John, Schüler war, lernte ich von ihm viele nützliche uud nothwendige Sachen, außer denen, die ich in der malabarischen Missionsschule gelernt habe, und wuchs wohl Etwas in Erkenntniß durch seine erwecklichen und feurigen Ermahnungen. Da ich siebzehn Jahre alt war, im Jahre 1773, reisete ich mit dem hochwürdigen Hrn. Klein nach Madras und kam zurück nach Trankebar im März desselben Jahres, und wurde als ein Schulmeister in demselbigen Monate, nach dem Willen Gottes und wie die geistlichen Väter, die Herren Missionaren, in der Conferenz ausgemacht haben, angenommen. In demselben Jahre heirathete ich, da ich noch so jung war, nach dem Willen meiner unverständigen Anverwandten und nach der malabarischen unschicklichen Gewohnheit. Dadurch verlor ich die gute Gelegenheit, noch mehr in Erkenntniß zu wachsen. Einige Jahre führte ich mich ziemlich gut auf in meinem Amte und war ganz still und ohne Aergerniß für andere Schulmeister und Christen. Sobald ich geheirathet hatte, schickte mir der liebe Gott eine schwere Krankheit zu. Ich bekam nämlich eine kalte Verkältung mit Verzuckungen, Brustschmerzen und Beklemmung, so daß ich drei Viertelstunden keinen Odem holen konnte. Manchmal wurde mein Mund verschlossen, daß ich kaum sprechen konnte. Diese Krankheit kam oft wieder und hinderte mich öfters in meinem Amte. Außerdem wurde ich zum Stolz und Ungehorsam verführt durch böse Christen, und durch meine eigene Schuld abgesetzt vom Schuldienst. Dieses gerieth mir zur Schande und Schaden, denn da hätte ich in viele weltliche Lüste, große Gefahr und Unglück fallen können. Um diese Zeit reisete der Missionar, Hr. John, nach Ceylon, und als er zurückkam, ward er sehr betrübt und suchte mit den anderen Herren Missionaren mich wieder zu bessern von meinem traurigen

Zustande. Der gütige Gott erbarmte sich auch über mich, und mein theuerster Heiland suchte mich, wie ein Hirte das verlorene Schaf, wieder zu sich zu ziehen. Darauf wurde ich Diener bei dem Hrn. Missionar Rottler auf ein paar Monate. Hernach nahm Herr Missionar John mich in sein Haus als Schulmeister und zum Hausdienste. Anderthalb Jahre war ich bei ihm und wurde wieder gesetzt in die Missionsschule als Schulmeister. Im Hyderschen Kriege sollte ein Resident in sein Lager gehen und mit ihm ein Dolmetscher. Weil ich etwas Deutsch konnte, wurde ich erwählt von dem hohen Gouvernement, blieb aber zurück und reisete nicht bis in Hyder's Lager, weil der alte Dolmetscher da geblieben war, welcher heißt Christian Daniel, einer von unsern Christen. Da Herr Missionar Klein nach Ceylon reisete, 1782, so nahm er mich auch mit, weil sein Diener kränklich war. Bei unserer Rückkunft wurde ich Schreiber in dem Missionsdienste. Als die Herren Missionare Schwartz und Pohle aus Tanjour und Tirutschinapalli einst kamen, so fragte mich Hr. Schwartz, ob ich mit ihm kommen und mit meiner Familie in Tanjour bleiben wollte, als ein Katechet. Ich war zufrieden und ging mit und blieb allda neun Monate. Weil ich mich da nicht recht wohl befand, und das Wasser daselbst nicht vertragen konnte, kehrte ich mit seiner Erlaubniß zurück und diente bei Hrn. Klein einige Monate lang. Bis dahin waren meine Umstände unbeständig, nun aber bin ich wieder als ein Schulmeister in Hrn. John's Hause und unterrichte die Kinder, sonderlich die malabarischen, und bemühe mich täglich, daß ich und die Kinder sowohl in Erkenntniß, als auch in Gottesfurcht zunehmen mögen, und wiederhole in der Kirche Sonntags Nachmittag wechselsweise mit andern Katecheten, wie ich auch vorher that, die Predigt.

Gott wolle mir weiter helfen, durch seinen Geist mich treiben zum Guten und mir Kräfte schenken, so viel ich nöthig habe. Nun lebe ich mit meiner Frau in der Stadt in einem kleinen Häuschen, das ich von meiner Schwiegermutter gekriegt, und habe eine Tochter, drei Jahre alt. Ein Knabe wurde zu Gott genommen. Meine Frau, nach ihrer Beschaffenheit, ist wohl noch unverständig und ohne Furcht Gottes, denn sie ist nicht recht erzogen von ihren Eltern; ich aber bemühe mich doch, mit ihr zu beten und sie zu ermahnen, daß sie mit mir und auch mein Kind zu Christo geführt werden, auch in seinem Reiche bleiben, mit ihm recht vereinigt und künftig in das Himmelreich eingehen und Gott endlich loben und preisen mögen. Ich bete auch für meinen theuersten Wohlthäter, daß Gott Sie reichlich segnen wolle." —

Nachdem Schawrirajen und Njanapiragasam John's Haus verlassen, nahm er drei andere tamulische Jünglinge bei sich auf. Zu diesen kamen noch einige tamulische Knaben. John erwartete von einem gründlichen Unterrichte der Jugend die meisten Früchte für die Mission. Aber nicht bloß die Tamulen waren es, deren der Missionar sich annahm. Er öffnete sein Haus den Kindern der Europäer; nach einigen Jahren war dasselbe zu einer Erziehungsanstalt geworden.

Viele europäische Eltern nämlich äußerten den Wunsch, daß dem Mangel eines genügenden Unterrichtes für ihre Kinder abgeholfen werden möchte. John entschloß sich im Jahre 1779, den Versuch mit einer Erziehungsanstalt zu machen. Er meinte, die Leitung derselben werde mit seinem Berufe wohl vereinbar sein, „ja selbst an den Missionsreisen wird mich Nichts hindern, da ich es zu einer Bedingung gemacht, daß die Eltern jährlich eine Zeitlang die Kinder zur Prüfung nach Hause nehmen". Er veröffent-

lichte einen Prospectus der Anstalt, der über ihre Einrichtung eine genaue Auskunft gab. *) „Der allgemeine Mangel an Gelegenheit in Indien", heißt es darin, „die Kinder der europäischen Eltern sowohl in den Lehren des Christenthums, als auch in anderen Wissenschaften zu unterrichten, die künftig zu ihrer leiblichen Wohlfahrt nothwendig sind, und die sehnlichen Wünsche vieler Eltern, daß diesem Mangel auf irgend eine Weise möchte abgeholfen werden, haben oft meine Neigung, mit Kindern umzugehen und ihnen nützlich zu werden, stark erregt, und mich auf den Entschluß gebracht, soviel ohne Nachtheil meines Amtes geschehen kann, wenigstens einen Versuch zu machen, und etwa sechs Kinder, die zwischen 7 bis 12 Jahren sind, in mein Haus aufzunehmen, und sie mit Zutretung einiger anderen zu dieser Absicht tüchtigen Gehülfen in den oben angeführten Stücken zu unterrichten." Im Mai 1779 traten sechs Kinder von Freunden in Nagapatnam in die junge Anstalt ein. Dazu kamen noch drei Kinder von Missionarien, die unentgeltlich Unterricht erhielten, und einige fähige Tamulenkinder. Das Institut hatte guten Fortgang. Es fand so großen Beifall, daß mehr Zöglinge die Aufnahme suchten, als das Haus des Missionars fassen konnte. „Meine kleine europäische Schule", schreibt John im Januar 1781, „geht unter sichtbaren Proben des göttlichen Segens glücklich von Statten. Sie besteht, außer drei Missionarien-Kindern und vier malabarischen Jünglingen jetzt aus neun Kindern von Nagapatnam. Ihre Anzahl würde noch einmal so groß sein, wenn der jetzige Krieg und meine eingeschränkte Wohnung mich bisher nicht gehindert hätte, mehrere anzunehmen." John sah sich genöthigt, des beschränkten Raumes wegen die Anstalt aus seinem bisherigen Hause zu verlegen. Er kaufte, unterstützt von einigen Freun-

*) Vergl. Neuere Hallesche Berichte, B. III. S. 377 ff.

den, ein größeres Haus, das er in der Mitte des Jahres 1781 mit seinen Pfleglingen bezog. Mit der Erweiterung der Anstalt war eine Vermehrung der Lehrkräfte nöthig. John wandte sich im Anfange des Jahres 1782 an das Missionskollegium in Kopenhagen mit der Bitte, ihm für seine Anstalt Lehrer zu senden, „die tüchtige und muntere Kinderfreunde sind, welche die Kinder auch in die Arme Jesu führen, daß er sie segnen möge". Er erbot sich, die anzustellenden Lehrer selbst zu besolden, wünschte aber, daß das Kollegium für freie Ueberfahrt Sorge tragen möge. Ueber die Anstalt und den in ihr ertheilten Unterricht berichtet er so: „Die Anzahl meiner jetzigen Pensionäre, worunter vier Mädchen sind, ist jetzt sechszehn; der Missionarienkinder sind jetzt drei; aus der dänischen Kolonie von angesehenen Eltern vier; malabarische Jünglinge, von denen aber Einige wie Tauben aus- und einfliegen, ohngefähr zehn. Alle mit der Mission irgend verbundenen Kinder haben stets freien Unterricht, und bisher auch die aus der Stadt, so lange ich es tragen kann. Die Kinder sind in drei Klassen getheilt. Der Unterricht geschieht in der christlichen Religion, Lesen, Rechnen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Geschichte, Geographie, Geometrie und damit verbundenem Zeichnen, Klavier, Vocalmusik und in der deutschen, englischen und französischen Sprache, je nachdem es das Alter und die Fähigkeit der Kinder erlaubt. Da sie aus dänischen, deutschen, holländischen und englischen Nationen sind, so wünschte freilich jede Nation den Unterricht in ihrer Sprache. Daß dies aber nicht möglich ist und eine zu große Anzahl Lehrer erfordern würde, ist leicht zu erachten. Auch glaube ich sicher, daß ein im Deutschen wohlunterrichteter Jüngling nachher durch eigene Uebung die dänische und holländische Sprache noch leicht dazu lernen wird. Die lateinische ist ebenfalls, damit die Kinder

nicht überhäuft werden, auch noch nicht, außer den daher genommenen gewöhnlichen Wörtern, gelehrt worden, denn die Absicht bei dieser Anstalt ist nicht, eigentliche Gelehrte, sondern gute Christen und brauchbare Bürger für Indien zu erziehen. Wollen einige Eltern einst die Kinder nach Europa senden, und das sollten auch die, welche sie künftig für Ostindien bestimmen wollen, wenigstens auf etliche Jahre thun, so wird die jetzige Zubereitung nicht nur sehr nützlich sein, sondern es kann auch dasjenige, was für ihre Bestimmung noch zu lernen ist, hinzugethan werden." —

Unter dem Kriege im Jahre 1782, welcher der Missionsarbeit auf allen Stationen so große Schwierigkeiten bereitete, litt die junge Anstalt bedeutende Verluste. Mehrere Eltern der Zöglinge hatten in demselben ihre Habe verloren und nahmen ihre Kinder zurück, da ihnen die nöthigen Geldmittel fehlten. Acht Schüler traten aus. John gerieth in große Geldnoth; die im Lande herrschende Theuerung erschwerte den Unterhalt der Anstaltsgenossen. Doch verlor er den Muth nicht. Er hoffte, die Zeit des Friedens werde die Wunden bald heilen, welche der Krieg geschlagen hatte. „Gott läßt mich", schreibt er im October 1782, „bei der Bearbeitung sowohl der europäischen als der malabarischen Kinder, noch immer seinen Beistand erfahren, und ich hoffe noch gewiß, daß er die Anstalt erhalten, unterstützen und ihm zum Preise und zur Wohlfahrt der Jugend gedeihen lassen werde". Die Anstalt wurde auch später noch fortgesetzt, aber den Segen, welchen John von ihr für die ostindische Mission erwartete, hat sie nicht gehabt. Die Arbeit an dieser Anstalt sah John stets als Nebenarbeit an. Seine Hauptarbeit war auf die Missionsschulen gerichtet. Sie war reich gesegnet. Die Missionare hatten die Freude, unter den malabarischen Kindern ein neues Leben entstehen zu sehen. In der Schule herrschte

Ordnung und Reinlichkeit; die Kinder verrichteten ihre Arbeiten mit Lust und Liebe. Mehrere waren unter ihnen, „die das Christenthum nicht bloß in ein äußeres Wohlverhalten setzen, sondern ihre Seligkeit mit Ernst schaffen". Erfreulich ist der Bericht, welchen John im Jahre 1785 an das Missionskollegium in Kopenhagen einsandte. „In unsern Gemeinden und Schulen sieht es nun in Wahrheit recht fröhlich und hoffnungsvoll aus. Obschon in der Gemeinde noch viel liederliches Gesindel, das ich fast nicht zur Mission gehörig rechne, übrig ist, so fangen doch wirklich immer Mehrere an, theils des Christenthums würdig, theils zum Wenigsten anständiger zu wandeln, wozu die neue Einrichtung, die Communicanten acht Tage hintereinander am Nachmittage zu unterrichten und sie außerdem zu prüfen und besonders zu vermahnen, viel beiträgt. Mit der Vorbereitung zur Taufe gehen wir besonders vorsichtig zu Werke, prüfen die, welche getauft werden wollen, erst mit Arbeiten, und dringen stark auf eine wahre Besserung. Hierdurch wird zwar die Zahl der Getauften vermindert, aber die Ausbreitung der christlichen Religion wird dadurch mehr gefördert, als gehemmt. Die Neugetauften suchen wir desto fester zu halten, und unterreden uns oft besonders mit ihnen. Die größte Freude haben wir von unseren Malabarischen Schulen. Da kennen wir nicht ein einziges liederliches oder böswilliges Gemüth, und bei mehreren Knaben und Mädchen wird wahre Gottesfurcht und Ernst verspürt. Viele Knaben übertreffen ihre Lehrer, aber die Mädchen haben in ihren Lehrerinnen und zwei Unterlehrerinnen ein vortreffliches Exempel. Ueberall herrscht Sittsamkeit und Arbeitsamkeit unter den Schulkindern. Nachdem wir für diejenigen, welche sich später durch ihrer Hände Arbeit ernähren sollen, die Nachmittagsschule abgeschafft und statt derselben eingeführt haben, Strümpfe zu stricken

und Matten zu flechten, so hat sich unter ihnen ein neues Leben verbreitet. Die früher so häufigen Krankheiten, Unreinlichkeit in der Kleidung haben fast ganz aufgehört. Die Europäer selbst freuen sich über die Reinlichkeit, womit sie sich jetzt auf der Straße und in der Kirche zeigen. Unsere zwei großen, öden Schulgärten sind nun zwei angenehme Lustgärten, die der große Kinder- und Gartenfreund Missionar Rottler, mein Jonathan, angelegt hat. Wenn einer von uns in die Schule kommt, so ist die Freude und Liebe der Kinder zu ihrem Lehrer und Vater augenscheinlich. Leibliche Züchtigungen haben wir selten nöthig. Von denen, die in unserem Hause erzogen sind, haben wir nun schon einen rechtschaffenen Katecheten in Tanjour, einen tüchtigen und beliebten Dolmetscher bei der Regierung, zwei Bedienten und Schreiber bei Kaufleuten und zwei brauchbare Mithelfer bei der europäischen und malabarischen Jugend, außer verschiedenen Andern, die sich recht gut ernähren, und, wenn nicht Alle Bürger des Reiches Gottes, doch nützliche Erdenbürger sind. In vielen europäischen Häusern findet man nun die Stuben mit Rohrmatten aus der Missionsschule belegt, die 10 bis 40 Rthlr. das Stück kosten. Hie und da sieht man auch dort verfertigte Reißkörbe, das Stück zu 4 Rthlr. Die Europäer tragen gern unsere Strümpfe, von denen 20 Paar 30 Rhlr. kosten. Viele Einwohner schicken ihre Fenster, Stühle, Betten, Palankins und Kanapee in unsere Schule, damit sie geflochten werden. Hr. Rottler hat mit Aufopferung eine Strumpfstrickerei unter den Eingebornen angelegt.“ —

An der tamulischen Mädchenschule waren zwei Lehrerinnen angestellt, die von John ein gutes Zeugniß über ihre Thätigkeit erhalten. Sie hießen Anbai und Rahel. Unter den Schülerinnen waren drei, Mariamuttu, Annamei und Jesadial, „die durch Wort und Wandel für die Kinder ein

wahrer Segen und erbauliches Beispiel sind." Die Missionare schrieben darüber im Jahre 1785: „Es sind in der tamulischen Mädchenschule einige erwachsene Kinder, welche uns in diesem Jahre insonderheit durch ihre Aufmerksamkeit in den Predigten und Katechisationen, durch ihr Forschen in der Schrift und durch ihr Gebet, auch durch ihre Aufmerksamkeit manche Freude gemacht haben.

1. Mariamuttu, die schon 19 Jahre alt ist, ein Suttirer-Mädchen aus Sandrapadi. Sie verlor ihre Mutter, die auch in der Schule gelernt und sich immer christlich und geduldig bei den mancherlei Trübsalen des Ehestandes verhalten hat, im December 1783. Dieser Tod griff die Tochter so an, daß sie auch krank wurde. Es sah nach des Arztes Aussage gefährlich aus. In dieser Krankheit war sie sehr begierig nach einem Zuspruch von uns und nach dem Gebet mit ihr. Gott half ihr so weit auf, daß sie schon ein wenig herumgehen konnte. Allein sie bekam ein Recidiv, welches noch gefährlicher war. Der Arzt zweifelte ganz an ihrem Aufkommen. Sie betete und ließ andere Kinder mit sich beten, sich auch fleißig aus dem neuen Testamente und aus Joh. Arndts Paradies-Gärtlein vorlesen. Ihr heiteres Gemüth, das aus ihrem Angesicht und ihren Reden sehr deutlich zu bemerken war, erquickte mich nicht wenig.

Der gnädige Gott half ihr endlich wieder auf. Ihre Kräfte kamen freilich nur langsam wieder; allein sie eilte recht, die Gelegenheiten zu nutzen, wo sie das Wort Gottes hören konnte. Sie läßt es auch nicht bei Anhörung des öffentlichen Vortrages bewenden, sondern sucht Gelegenheit, sich auch insbesondere von uns unterrichten zu lassen, und ist in dieser Absicht mehrmal insbesondere zu mir gekommen. Unter Andern bat sie einmal, ihr doch die 18. Lebensregel *)

*) B. Schultze hatte 100 Lebensregeln in's Tamulische übersetzt, welche die Schulkinder auswendig lernten.

eines guten Christen zu erklären. Sie heißt so: „Denke nicht, daß du eine wichtige Sache auszurichten selbst Vermögen habest; denn der Eigendünkel hat Viele betrogen". Ich gab ihr darüber einen Unterricht, womit sie zufrieden war. Bald darauf kam sie wieder und bat um Erklärung der Worte Offenb. 3, 15. 16. Ein Andermal verlangte sie, daß ich ihr zwei andere Lebensregeln näher erklären möchte. Wieder ein Andermal bat sie um Erklärung des Spruches 1. Joh. 3, 20. 21.

2. Ein Parreiar-Mädchen Annamei, die aus dem Lande von Cumbagonam her und erst 15 Jahre alt ist, deren Vater vor Kurzem, die Mutter aber schon vor zwei Jahren gestorben. Sie lernte frei in der Schule. Zwei ihrer Brüder dienten bei den Engländern im Lager. Ihr Vater kam und bestand darauf, daß diese seine älteste Tochter zu ihrem ältesten Bruder in's Lager kommen müßte, der ein großes Verlangen hätte, sie zu sehen. Alle Vorstellungen halfen nichts, wir mußten sie abfolgen lassen. Ihr Bruder bekam in einer Action einen gefährlichen Schuß, an welchem er starb. Nun hatte dieses Mädchen keinen besonderen Anhalt. Sie kam also mit einigen hieher reisenden Weibern wieder zurück, und wir nahmen sie auf's Neue in die Schule auf. Sie hatte im Anfange bei ihrem cholerischen Tempa-rament bald mit diesem, bald mit jenem Zwistigkeiten, zumal sie nicht schweigen konnte, wenn Einige nicht nach der Wahrheit wandelten. Allein sie ließ sich bald durch Liebe und Ernst zurecht weisen und gesellte sich zu dem ersten Mädchen, mit dem sie Gottes Wort und andere Bücher las, und betete; und die erste schickte diese immer zu mir, wenn sie etwas gelesen hatte, das ihr nicht deutlich war.

Sie fragte unter andern, was doch der Ausdruck Ebr. 11, 39: Sie haben nicht empfangen die Verheißung, bedeute. Nachdem ich es ihr erklärt hatte, sagte sie: „Ach,

der Unglaube ist noch so stark. Es wandelt mich Furcht an, wenn ich, sonderlich im Finstern, beten will. Ich belehrte sie, sie müsse sich vorstellen, daß sie mit einem ihr gegenwärtigen lieben Vater rede, und rieth ihr, besonders den 23. und 27. Psalm fleißig zu bedenken. Sie ist nachher zum Oestern gekommen und hat über gewisse Stellen aus Arndts wahrem Christenthum und Paradies-Gärtlein sich Erläuterungen ausgebeten, z. B.: Was heißt, rückfällig sein? Was heißt: das Gesetz verklagt uns? Was ist die Handschrift, die wider uns ist? So bat sie einmal um die Erklärung von 1 Joh. 3, 21. 22. und Apostelgesch. 2, 17, und fragte bei dem letzten Ort, ob auch das weibliche Geschlecht die Gabe des Weissagens gehabt.

Zur andern Zeit bat sie um die Erklärung von Offenb. 21, 7. 8. Sie fragte: 1. Was heißt überwinden? 2. Was: Alles ererben? 3. Wer sind die Verzagten? Und so hat sie bald über diesen, bald über jenen Spruch oder Stelle der heiligen Schrift gefragt, und was sie gehört hatte, den Andern wieder erzählt. Wenn sie der Mariamuttu nicht völlige Satisfaction that, so kam sie noch einmal und bat um mehr Aufklärung, daher ich jedesmal sie zu fragen pflegte: Hast du es nun verstanden? Ich wies sie an, die Bücher des Neuen Testaments der Ordnung nach zu lesen, und das thaten sie, welches ich aus den Fragen schließen konnte.

Einst hatten sie in der gedruckten Theologie den Artikel vom Glauben gelesen, da bat sie um Erklärung der Worte: Der schwache Glaube ist zwar ein wahrer Glaube, aber er muß nicht schwach bleiben, sondern immer stärker werden. So fragte sie auch ein andermal: Diejenigen, welche mit einem halben oder getheilten Herzen dem Herrn Jesu dienen, bekommen keinen Geschmack von der Seligkeit? Ich antwortete: Oft läßt sie Jesus etwas schmecken, damit sie dadurch erweckt werden, sich ihm ganz hinzugeben. Wenn

sie aber das nicht thun, so gehen sie nach dem Tode alles Geschmacks der Seligkeit verlustig. Der Herr Jesus will uns ganz haben.

Ein andermal fragte sie: Haben denn die Ungläubigen kein Verlangen nach der Vergebung der Sünden und der Seligkeit? Sie hörte in einer Predigt oder Katechisation die Worte: Nicht alle Erweckte bleiben beständig. Sie wollte das näher erklärt haben. Ich redete mit ihr dabei von dem Gleichniß des Herrn Jesu von vielerlei Acker, und sonderlich von dem zweiten und dritten. Dieses faßte sie.

3. Das dritte Mädchen heißt Jesadial vom Parreier-Geschlecht, die sich auch zu den andern hält. Sie hatte eine redliche Mutter, die vor einigen Jahren gestorben. Eigentlich ist die Familie aus dem Lande von Terirhendur. Sie hat sich aber auf der Compagnie Grunde niedergelassen. Ihr Vater ist schwach von Gemüthskräften. Er hatte sie aus der Schule genommen und in das Haus, wo er als Arbeiter zweien alten europäischen Leuten diente, gebracht, wo sie Strümpfe stricken sollte. Wir bemerkten aber, daß die Aufsicht über sie nicht so beobachtet wurde, als das Versprechen gewesen war, daher wir, um sie vor Versuchungen zu bewahren, sie wieder in die Schule nahmen. Sie hat sich bisher auch stille und arbeitsam bewiesen, ist begierig nach dem Worte Gottes und betet herzlich. Sie hat auch einigemal über das, was sie gelesen, Erläuterungen begehrt."

John's Thätigkeit beschränkte sich indessen nicht auf die Schule allein. Neben den sonntäglichen Predigten, neben der besonderen Beaufsichtigung über die Wirksamkeit der Nationalgehülfen, die ihm alle Montage ihre Berichte vorlesen mußten, leitete er die Arbeiten in der Missionsdruckerei und Buchbinderei. Mehrere Schulbücher wurden von ihm verfaßt. Auch finden wir ihn oft auf Reisen in das Innere des Landes, auf denen er theils mit den Landchristen Gottes-

dienst hielt, theils auch mit den Heiden über ihr Heidenthum sich unterredete. Selbst über das Festland Indiens hinaus dehnten sich seine Reisen aus, wir finden ihn z. B. 1780 auf der Insel Ceylon.*). Als Schwartz 1776 bei der Wiedereinsetzung des Radscha von Tanjour zugegen sein mußte, versah John die Missionsarbeit in Tirutschinapalli während der Abwesenheit seines Freundes. John begegnet uns auf den einzelnen Gebieten der Missionsthätigkeit als ein frischer, kräftiger Arbeiter. Häusliche Leiden und eigene Krankheit beugten ihn zwar oft tief, aber im Glauben an seinen Herrn fand er rechten Trost und wahre Kraft.

Zwischen John und seinen Mitarbeitern in Trankebar herrschte anfangs ein freundliches Verhältniß. Später aber wurde dies gestört. Seine europäische Schule rief zwischen denen Haß, Mißgunst und offene Feindschaft hervor, die das Werk des Friedens treiben sollten. Nur ein Einziger von seinen Collegen, Rottler, stand auf seiner Seite; die Uebrigen griffen ihn hart an, indem sie ihm vorwarfen, über seiner Privatanstalt seinen Beruf vernachlässigt zu haben. In einem Briefe an das Missionskollegium vom Jahre 1785 schreibt John: „Mit meiner europäischen Schule fing ich schon vor sechs Jahren an in unserm kleinen Kreise Lärm zu machen, da sie in herzensguter Meinung, als meinem Amte nicht zuständig, ja als dem Amte, den künftigen Missionaren und der ganzen Mission mehr schädlich

*) In den Neueren Halleschen Berichten sind die Tagebücher Johns über mehrere seiner Reisen veröffentlicht worden. Sie enthalten eingehende Beschreibungen des Landes und seiner Merkwürdigkeiten; in das Leben der Christengemeinden führen sie jedoch weniger ein. John war ein emsiger Naturforscher; er stand mit den bedeutendsten Männern dieses Faches in Europa in Briefwechsel. — Von seinen Unterredungen hat er wenig aufgezeichnet; er entschuldigt sich in seinen Briefen damit, daß seine Schularbeit ihn nicht zu ausführlicheren Mittheilungen kommen lasse.

betrachtet wurde. Diese Bedenklichkeiten mußten noch wachsen, als ich auf eigenes Risico ein großes Schulhaus kaufte, Wagen und Pferde für vornehme Kinder und meine eigene Familie hielt, den Haushalt nach dem Stand der Kinder und der Beschaffenheit meiner eigenen Einnahmen einrichtete, einige flüchtige Familien von Nagapatnam aufnahm, das Haus mit ihren Gütern füllen ließ und dabei in meinem Garten außer meinen 18 europäischen und fast ebenso viel malabarischen Kindern 40 bis 60 Arbeiter aus der Armenanstalt beschäftigte, ja verlangte, daß auch verschiedene Kinder aus unserer Schule diese Arbeiten mit erlernen sollten." Allerdings ist John von dem ihm gemachten Vorwurfe nicht freizusprechen; aber die Art und Weise, wie einige Missionare gegen ihn auftraten, verdient härteren Tadel, als die Nebenarbeiten des Angeklagten.

Das Interesse an der Mission nahm durch diese Streitigkeiten in Kopenhagen sehr ab. Das Secretariat des Missionskollegiums lag in den Händen eines ungläubigen Mannes. Die neuen Sendboten waren zum Theil von dem Aufklärungsgeiste des vorigen Jahrhunderts angesteckt. Der Regierung in Trankebar war die Mission eine Last und eine Thorheit. Alle diese Umstände trugen dazu bei, daß sie in Verfall gerieth. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist die trankebarsche Mission eine Ruine. Als im Jahre 1807 ihr hundertjähriges Jubelfest gekommen war, konnten die Bessern unter den Arbeitern nicht jubeln. John meinte, das Fest müsse als ein Trauer- und Bußtag gefeiert werden.

Ehe wir John in die Arbeiten seiner letzten Lebensjahre folgen, werfen wir einen Blick auf einige der eingebornen Christen. Wir müssen da freilich einige Jahre zurückgehen; denn daß die Streitigkeiten der Missionare unter einander der Ausbreitung des Evangeliums nicht günstig

waren, liegt auf der Hand. Im Jahre 1807 berichten die trankebar'schen Missionare, daß sie fast muthlos geworden seien, daß sie die Kirchen leer, Taufe und Abendmahl verachtet sähen.

Die Missionare wußten wohl, daß nicht Alle, welche zu der Gemeinde übertraten, wahre und lebendige Christen waren. Trotz der größten Vorsicht bei der Aufnahme war es nicht möglich, Unlautere und Heuchler aus der Gemeinde fern zu halten. Die Heidenboten machen daraus keinen Hehl, sie sprechen sich in ihren Tagebüchern oft darüber offen aus. So heißt es in ihrem Berichte vom Jahre 1778: „Was die Beschaffenheit unserer aus dem Heidenthum gesammelten Christen betrifft, so können wir nicht leugnen, daß unter denselben Viele sind, an denen wir nicht die Kennzeichen wahrer zu Gott bekehrter Christen finden. Bei Manchen ist der Zustand ihres Herzens uns nicht deutlich, und weil wir nicht in ihr Innerstes sehen können, so überlassen wir dem Herzenskündiger die Beurtheilung ihres moralischen Zustandes und fahren indessen fort, mit dem Worte Gottes an ihnen zu arbeiten. Bei Anderen überzeugen uns aber auch ihre bösen Früchte, daß sie faule Bäume sind. Zum Theil mögen sie den ihnen ertheilten Unterricht nur in's Gedächtniß gefaßt und mit dem Munde zwar versprochen haben, den an ihr Herz gelegten Ermahnungen gehorsam zu werden, mögen auch wohl manche gute Bewegungen an ihrem Herzen empfunden haben, sind aber etwa dem Geiste Gottes nicht völlig gehorsam geworden und haben einige Tücke in ihrem Herzen behalten. Manche haben wirklich wohl eine wahre Bekehrung erfahren, auch anfänglich ungezweifelte Beweise ihres redlichen Sinnes abgelegt, haben aber in der Folge sich von der Macht der Sünde wieder hinreißen lassen, oder sind durch die ausgestandenen Widerwärtigkeiten weich gemacht und wiederum

abtrünnig geworden. Wir wollen von diesen einige Beispiele aus den Berichten der Landprediger anführen. In Anneikudi traf Philipp die Brüder des tirutschinapallischen Katecheten Dewanesen an, welche zum Theil abtrünnig geworden und sich den Heiden wiederum gleich gestellt. Er hat sie vermahnt und gebeten, sich zu dem Herrn, ihrem Gott, zu bekehren. Sie haben aber geantwortet: so lange der Papan (der große Brahmine) der hiesige Pächter ist und uns zu gebieten hat, ist es unmöglich. Hingegen hat ihre Mutter Arulai von Allen das Zeugniß, daß sie eine treue Bekennerin des Herrn Jesu ist. Sie hat sich auch durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu stärken gesucht. Weil sie aber auch gehört, daß der Papan gesagt habe, wenn sie stürbe, solle sie nicht christlich begraben, sondern wie die Heiden verbrannt werden, so hat sie einem ihrer Söhne mit Bitten angelegen, daß er sie zu ihrem Sohne Dewanesen bringen möchte. Da wolle sie lieber sterben und christlich begraben sein.

Rajappen schreibt, daß er in Tirumangalakodtei Einige von unseren zur römischen Kirche übergetretenen Christen gefunden, denen er ihre Versündigung vorgestellt, und sie zur Umkehr ermahnt. Sie haben ihm erzählt, daß sie durch Nichts anderes, als durch die vielen Verfolgungen, die sie von den Römischen hätten erdulden müssen, seien verleitet worden, die Wahrheit zu verleugnen.

Ein rechtschaffener Prediger, der in Deutschland an seiner Gemeinde mit aller Treue arbeitet, und sich keine Mühe verdrießen läßt, öffentlich und besonders seine Zuhörer zu lehren, zu bitten, zu ermahnen und sie durch sein eigenes Beispiel von der Möglichkeit und Seligkeit eines gottesfürchtigen Wandels zu überzeugen, aber dennoch wohl die traurige Erfahrung macht, daß derjenigen, die die Gnade Gottes von sich stoßen und in offenbaren Werken des Flei-

sches leben, gleichwohl noch eine große, ja wohl die größte Anzahl sei, wird aus seiner eigenen Empfindung urtheilen können, wie schmerzlich es uns sei, wenn wir auch unter unseren Gemeinden noch so Manche finden, denen das Christenthum und die Rettung ihrer Seele kein wahrer Ernst ist. Wir thun indessen, was unsere Pflicht ist, wir warnen, bestrafen die Sicheren, wir suchen die Trägen zu erwecken, und wenn Jemand durch grobe Werke des Fleisches als ein faules Glied sich offenbart, so schneiden wir dasselbe ab, damit es nicht auch Andere anstecke und uns keinen Vorwurf bei den Heiden mache.

Wir können auch nicht glauben, daß Jemand von unsern Gemeinden sich die Vorstellung machen werde, als wenn dieselben ein solcher Acker wären, auf welchem kein Unkraut Platz fände; es würden auch die Gleichnisse unseres Heilandes, unter welchen er die Kirche vorstellte, auf die aus den Heiden hier gesammelte Kirche nicht angewendet werden können, wenn dieser Acker lauter Waizen trüge, und wenn in unseren Netzen lauter gute Fische gefangen würden. Wir halten es also für überflüssig, Vieles von dem Unkraut auf unserm Acker und Vieles von den faulen Fischen, die in unseren Netzen gefangen werden, in unseren Berichten zu erwähnen. Wir würden uns, wenn wir unsere Augen zu viel auf das Böse richten wollten, selbst nur zu viel niederschlagen, da wir immer Ursache haben, uns gegen die Muthlosigkeit zu wappnen und unsere Augen zuweilen von dem, was unseren Muth niederschlagen könnte, etwas wegzuwenden, hingegen uns durch das, was Gott doch wirklich Gutes unter unseren Gemeinden wirkt, zur ausharrenden Treue in unserem Amte zu ermuntern. Unsere Leser aber würde die zu häufige Anführung des Bösen, das sich in unseren Gemeinden findet, weder vergnügen, noch erbauen. Indessen haben wir gar nicht Ursache, zu

verhehlen, daß wir zuweilen von Heuchlern betrogen werden, und daß manche Aergernisse unter uns sind, wie wir denn in unseren Berichten immer Etwas einfließen zu lassen uns nicht entbrechen können, obgleich die Absicht dieser Nachrichten nicht ist, das Werk des Feindes, wie er Unkraut säet, sondern das Werk Gottes bekannt zu machen, damit sein Name darüber gepriesen werde. Gottes Werk ist, daß er diesem armen, mit der heidnischen Finsterniß bedeckten Volke das Licht seines Evangelii nahe gebracht hat, daß er durch uns, seine unwürdigen Knechte, nun seit 62 Jahren diesen armen Heiden seine Gnade anbieten läßt, damit ihre Augen erleuchtet und ihre Herzen bekehrt werden mögen. Und Gott sei gelobt, daß seine Gnade auch wirklich von Manchen redlich angenommen wird, die seinen Endzweck an sich erreichen lassen und dem Evangelio würdig wandeln, von welchen schon Manche vollendet worden, und das Ende ihres Glaubens, der Seelen Seligkeit, erlangt haben, Manche aber bei allen Widerwärtigkeiten unter ausharrender Geduld noch bis auf diese Stunde dem Evangelio würdig wandeln, so daß auch selbst Widriggesinnte nicht leugnen können, daß ein heiliger Same unter uns sei. Wir könnten wohl auch Mehreres von dem Guten, welches sich in unseren Gemeinden findet, rühmen, wenn wir nicht Ursache zu haben glaubten, vorsichtig zu sein und nicht einem jeden guten Schein zu trauen, oder wenn wir nicht befürchten müßten, daß manche schöne Blüthen, ja auch manche liebliche zarte Früchte vor der völligen Reife wieder abfallen möchten. Wir vermeiden vielmehr, und wie wir glauben, mit Recht, Alles, was den Schein einer Prahlerei haben könnte. Indessen würden wir uns doch auch versündigen, wenn wir leugnen wollten, daß keine wahren Christen unter unseren neuen Christen wären. Die beiden Landprediger und manche treue Katecheten und Gehülfen (bei

Einigen ist die rechte Treue jedoch auch noch zweideutig), und manche gemeine Christen sind uns noch ein Trost, daß wir nicht umsonst arbeiten, und unsere Kräfte nicht vergebens verzehren.

Wir könnten mehrere Beispiele von solchen Christen anführen, deren christlicher Wandel uns ein Trost ist. Wir wollen aber nur bei einigen Verstorbenen bleiben. Unter Andern können wir von dem gewesenen Stadtgehülfen Marudanajagam das Zeugniß ablegen, daß er in der Wahrheit gewandelt habe. Er war des Landprediger Philipp Schwestersohn, in Sandirapadi geboren, wo er auch, nachdem er in der Schule gut gelernt, eine Zeitlang Vorbeter gewesen, worauf wir ihn zum Schulmeister in der Stadt annahmen, und da Philipp zum Landprediger ordinirt worden, ihn zum Gehülfen in Wölipaleiam gesetzt. Er hatte eine feine Erkenntniß und besaß vornämlich eine Gabe der Deutlichkeit, die er insonderheit bei Wiederholung der Predigten bewies. Sein Körper aber war vieler Schwachheit unterworfen, die ihn an dem so nöthigen Ausgehen und Besuchen der Christen, sonderlich in etwas entlegenen Orten, oft hinderte. Seine noch lebende Mutter veranlaßte ihn, bald bei diesem, bald bei jenem Arzt Hülfe zu suchen, wie der Tamulen Art ist. In seiner letzten Krankheit schickten wir zwar unsern Missionsarzt zu ihm; allein die, welche um ihn waren, hatten ihm die verordneten Arzneien nicht eingegeben, daher die Zeit und Gelegenheit der Hülfe versäumt worden, welches wir ihnen auch verwiesen haben. Einige von uns haben ihn in dieser Krankheit bei mehrmaligen Besuchen aus Gottes Wort zu ermuntern und zu stärken gesucht und mit ihm gebetet. Bei diesen Besuchen haben wir alle Zeit eine mit seinem vorigen Wandel übereinstimmende gottselige Gesinnung und gläubiges Vertrauen auf das Verdienst Christi bei ihm gefunden. Er

starb den 17. Novbr." — Nach diesen Bemerkungen der Missionare will ich Dir einige von den trankebarschen Christen vorführen.

1. Im Jahre 1779 starb ein siebenzigjähriger Greis, Johann Dirk. Er war ein armer Mann, der von den Gaben barmherziger Liebe gelebt hatte. Aber in seiner Armuth hatte er ein zufriedenes Herz; daher war er von der Zudringlichkeit der meisten Bettler entfernt. Wenn er an ein Haus kam, wo er Almosen zu empfangen pflegte, so stellte oder setzte er sich still vor die Thür und wartete, ob der wohlthätige Hausherr ihm Etwas anbieten werde. Geschah das, so war er überaus dankbar. Hatte er vergebens gewartet, so ging er still und zufrieden weiter. Seine Bescheidenheit gewann ihm die Herzen. Jedermann gab ihm mit Freuden. Ein reicher Wohlthäter hatte einmal eine Summe Geldes zur Vertheilung unter die Armen in die Hände der Missionare übermacht. Für den alten armen J. Dirk wurden davon anderthalb Thaler bestimmt. Beim Empfange derselben sagte er mit recht dankvollem Herzen: „Gott giebt mir mehr, als ich werth bin, ich verdiene ja gar Nichts"! — Bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahle pflegte er zu sagen: „Du lieber Gott, ich alter Sünder komme wieder, rc." Der Alte wurde plötzlich aus dieser Welt genommen. Noch am Tage vor seinem Tode wohnte er dem Gottesdienste in der Kirche bei. In der darauf folgenden Nacht entschlief er stille, wie er gelebt hatte, „und", setzen die Missionare hinzu, „wie wir hoffen, selig". —

2. Beata war als fünfjähriges Kind ihren Eltern im Innern des Landes geraubt und als Sklavin nach Trankebar verkauft worden. Sie hatte seit Jahren Nichts von ihren Eltern gehört, und die Eltern Nichts von ihrer geraubten Tochter. Als der Vater gestorben war, hatte sich

die Mutter in der Hoffnung, ihre Tochter wieder zu finden, nach Pondichery begeben. Dort war sie getauft. In Trankebar fanden Mutter und Tochter einander wieder. Beata erhielt nach dem Tode ihrer ersten Herrschaft die Freiheit. Sie trat darauf bei einem Europäer in Dienst, in dem sie bis an ihren Tod, 24 Jahre lang, blieb. Sie war eine innige Christin. In ihrem Berufe war sie treu; die ihr untergebenen Sklaven ihres Herrn suchte sie dem Herrn Jesus zuzuführen. Sie starb in ihrem 50. Jahre 1779. „Ihr Herr beweinte ihren Tod sehr. Er gab ihr das Zeugniß, daß sie sein Haus in der besten Ordnung gehalten und besonders die kleinen Sklaven zu Gottes Wort und Gebet angeführt habe; wie sie denn nie aus der Kirche gekommen, ohne Etwas aus der Predigt behalten zu haben, welches sie auch den Kleinen zu Hause eingeschärft. Morgens und Abends hat sie mit den übrigen Hausleuten das Gebet sehr ordentlich gehalten. Ihr Umgang war mit wenigen und nur mit stillen Personen. Die Zeit, die sie von der Haushaltung übrig hatte, verwandte sie auf Spitzenmachen, wodurch sie sich ein kleines Vermögen gesammelt. Sie hatte schon vor einigen Jahren ein Testament gemacht, worin sie einem christlichen Maurer zehn Thaler, das übrige Vermögen aber einer armen Verwandtin ihres Herrn vermacht hatte."

3. Der später im Combagonamschen Kreise angestellte Unterkatechet Phanuel war in der Missionsschule zu Trankebar gebildet worden. Da er ein fähiger Jüngling war, so wurde er 1766 als Schullehrer in Tanjour angestellt. Die Missionare aber konnten ihm nicht ein ausreichendes Gehalt geben; darum legte Phanuel sein Amt nieder und wurde Soldat. Seit der Zeit aber fühlte er sich in seinem Gewissen beunruhigt. Er erkannte, daß er nicht Recht gethan habe. In großer Bekümmerniß kam er zu den Mis-

sionaren nach Trankebar, bat um Vergebung seines Unrechts und um eine neue Anstellung im Dienste der Mission. Die Heidenboten nahmen ihn wieder auf, und sendeten ihn zuerst als Lehrer nach Narasalam, bald nachher als Unterkatecheten nach Kuttanallur. Phanuel wirkte in seinem Amte unter Heiden und Muhamedanern nicht ohne Segen. Die Missionare sahen sich jedoch genöthigt, ihn aus seinem Arbeitsfelde in den Combagonamschen Kreis als Unterkatecheten zu berufen. Er ließ sich darauf in Magadakudi nieder. Er hoffte, daß er die hier wohnenden ehemaligen Christen, die aber in's Heidenthum zurückgefallen waren, wieder für das Wort vom Kreuze gewinnen werde. Zugleich gedachte er unter den Heiden der umliegenden Dörfer thätig zu sein. In diesem seinem Berufe war Phanuel treu. Um aber den Christen in Narasalam näher zu sein, wählte er später ein in der Nähe gelegenes Dorf zu seinem Wohnorte. Die Bewohner desselben boten ihm freiwillig einen Platz an, auf welchem er seine Wohnung errichten könne. Durch dies Anerbieten ließ sich der Hindu zum Bau eines Wohn- und Bethauses verleiten. Aber er war kein kluger Bauherr. Er hatte vergessen, die Kosten des Baues zu überschlagen. Er gerieth in große Schulden. Sorge und Kummer drückten ihn nieder. In seiner traurigen Lage konnte er der Versuchung nicht widerstehen, etwas von dem Gelde, welches die Missionare ihm zum Unterhalte einiger Schulkinder gesendet hatten, zurückzuhalten. Da seine Untreue nicht verborgen blieb, so wurden ihm von dem Landprediger, und später bei seiner Anwesenheit in Trankebar von den Missionaren, ernstliche Vorstellungen über seine Sünde gemacht. Phanuel schien über dieselbe aufrichtig Leid zu tragen.

Während seines Aufenthaltes in Trankebar zeigten sich bei ihm die Spuren einer gefährlichen Krankheit. Die

Missionare gestatteten ihm auf die Bitte seiner Anverwandten eine Reise nach Tanjour, wo er mehr Pflege und den Rath erfahrener Aerzte finden konnte. Sie ließen ihn jedoch nicht aus den Augen. Der Landprediger Rajappen ward beauftragt, den Kranken fleißig zu besuchen und zu ermahnen, „damit er seine Versündigung zu erkennen und sein Gewissen gründlich davon reinigen zu lassen erweckt würde". Rajappen nahm sich des gefallenen Bruders treulich an. In seinem ersten Schreiben an die Missionare berichtete er von Phanuel, daß er sehr gebeugt sei und sich vor Gott als einen großen Schuldner anklage. Nach Verlauf eines Monats schrieb er, daß der Kranke zwar nach seinem Leibe immer schwächer werde, aber doch Sorge trage, seine Schulden abzubezahlen. Auf die Bitte des Patienten habe er ihm das heilige Abendmahl gereicht, da er von seiner bußfertigen Glaubensfreudigkeit und gewissen Zuversicht zu der Gnade Gottes in Christo überzeugt gewesen. In dem darauf folgenden Berichte meldete der Landprediger, Phanuel sei selig entschlafen, „sein Tod sei gewiß ein seliger Tod gewesen, und er wünschte, daß Gott auch ihm, wenn er nach seinem Willen sterben sollte, ein solches seliges Ende verleihen möge. In der letzten Nacht habe er sich noch aufgerichtet und in seiner äußersten Schwachheit bei einer halben Stunde gebetet und sich hernach ein Lied vorlesen lassen, worauf er am folgenden Tage verschieden." —

4. Der Landprediger Rajappen. Rajappen wurde im Jahre 1742 von christlichen Eltern geboren. Schon sein Großvater hatte sich von dem Götzendienste losgesagt und in der heiligen Taufe den Namen Marcus empfangen. Er stand nach seinem Uebertritt zum Christenthume als Katechet im Dienste der trankebarschen Mission. Rajappen's Vater dagegen, Andreas, ging nicht in den Wegen des Marcus. Es war daher ein großes Glück

für den Sohn, daß der Großvater ihn von seiner zartesten Kindheit an den bösen Einflüssen des Andreas entzog. Mit treuer Sorgfalt wachte der Greis über die Erziehung seines Enkels. Er unterrichtete ihn in der christlichen Religion, und wies ihn frühzeitig auf den Heiland hin; Rajappen hat nie vergessen, was er seinem Großvater zu danken hatte. In seinem 9. Jahre kam der Knabe in die Missionsschule zu Trankebar; und als nach einigen Jahren sein Vater und Großvater gestorben waren, trat er als Gehülfe in die Missionsdruckerei. Rajappen zeigte stets eine große Liebe zum Worte Gottes. Die Predigten, deren Zuhörer er war, pflegte er sorgfältig aufzuschreiben. Aber die Liebe zum Worte Gottes allein macht noch keinen wahren Christen. Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Dem Rajappen blieb die Kraft des göttlichen Wortes noch verborgen. Eine selige Veränderung ging mit ihm während einer schweren Krankheit vor. Er begann zu hungern und zu dursten nach der Gerechtigkeit. „Er fing an," schreiben die Missionare von ihm, „die Kraft des göttlichen Wortes mehr, als jemals, in seiner Seele zu erfahren, hungerte nach der angebotenen Gnade, wurde davon überzeugt, daß er auch daran Theil habe, und sehnte sich zu sterben, um bei Christo zu sein". Rajappen genas von seiner Krankheit. Aber er war noch nicht ganz das Eigenthum seines Heilandes. Schwere innere Kämpfe hatte der Jüngling zu bestehen. Den sinnlichen und süßen Vorstellungen der Feinde des Evangeliums gelang es, ihn von dem betretenen Wege abzubringen. Rajappen zweifelte an der Wahrheit der christlichen Lehre. Seitdem fühlte er sich von unnennbarer Angst getrieben. Er wollte gern selig werden, aber nirgends fand er den Weg der Seligkeit. Er wußte nicht, wohin er sich wenden

sollte. Er betete inbrünstig, der Herr möge ihm sein Herz fest machen und ihn zur Erkenntniß der Wahrheit führen.

Die Missionare nahmen sich des bekümmerten Jünglings in Liebe an. Sie suchten ihn wieder auf den rechten Weg zu führen. Durch ihre Unterredungen mit ihm fand er sich getröstet.

Neben diesen inneren Anfechtungen hatte Rajappen viele äußere Trübsal zu dulden. Der Hohn seiner Feinde machte ihm viele Noth. Ein heuchlerischer Mensch, der mit ihm zusammen arbeitete, machte ihn zur Zielscheibe seines Spottes. Dem Jünglinge wurde dadurch die Beschäftigung in der Druckerei verleidet. Er verlangte, aus der Nähe des Spötters zu kommen. Doch mochte er davon den Missionaren Nichts sagen; aber er bat den Herrn, daß er ihn in einen Dienst bringe, in welchem er auch Anderen das Wort Gottes verkündigen könne. Seinem Gebete folgte die Erhörung. Die Missionare stellten ihn als Lehrer an der Schule an. Rajappen bewies sich im Amte als treu und brauchbar, so daß man kein Bedenken trug, ihn im Jahre 1769 als Katecheten nach Tanjour zu versetzen. Manche liebliche Frucht seiner Arbeit unter den dortigen Heiden ließ ihn die Treue seines Gottes sehen. Schwartz liebte und lobte den wackeren Gehülfen; in den Briefen des Missionars findet sich ein gutes Zeugniß von ihm. Als die trankebarschen Missionare nach dem Tode des Ambros neben Philipp*) noch einen Eingeborenen als Landprediger anzustellen für nöthig fanden, fiel ihr Augenmerk auf den Katecheten in Tanjour. Sie theilten ihre Absicht dem Missionskollegium zu Kopenhagen mit, und beriefen, nachdem dasselbe eine zustimmende Antwort gegeben hatte, im

---

*) Vgl. über sie B. II. H. 2.

October 1777 den Rajappen nach Trankebar. Der zeigte sich bereit, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen. Nachdem er längere Zeit den Vorbereitungsunterricht der Missionare genossen hatte, wurde er am 7. Mai 1778 vor der versammelten Gemeinde feierlich zu dem Amte, das die Versöhnung predigt, geweiht. Seine Antrittspredigt hielt er über den Text Joh. 10, 16.

Rajappen hatte als Katechet von Tanjour aus oft Reisen in das Land gemacht. Die Gewandtheit, welche er sich da im Umgange mit Christen und Heiden erworben hatte, kam ihm in seinem neuen Berufe zu Statten. Die Missionare freuten sich seines Geschickes und Eifers, mit welchem er für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig war. Außer den kleinen Wanderungen unternahm Rajappen gewöhnlich zur Zeit der hohen Feste längere Missionsreisen. Mehrere Male war er in Palamcottah thätig.

Bis in das Jahr 1797 hinein blieb der Landprediger der Mission erhalten. In der letzten Zeit seines Lebens hatten die Heidenboten Ursache, über die Abnahme seines Eifers zu klagen; sie bemerken jedoch in ihren Berichten, daß verschiedene häusliche Leiden gute Frucht für sein Christenthum und sein Amt gebracht hatten, so daß sie *ihm* ihr volles Vertrauen wieder zuwenden konnten. „Inzwischen", so fahren sie in einem Briefe vom 30. Mai 1797 fort, „hatten die Leiden doch auch seinen Körper sehr angegriffen, daß er schwächlich und im vorigen Jahre auch sehr krank ward. Er erholte sich aber wieder und leistete uns in unserem Amte treuen Beistand. Er hatte mit einem sehr rechtschaffenen Amerikanischen Kaufmanne, der sich um seiner Gesundheit willen in einem Garten allhier aufhält, und mit dem auch wir gern und auf eine nützliche Art umgehen, Bekanntschaft gemacht. Er ging öfter zu ihm und unterhielt sich mit ihm durch Religionsgespräche, wurde auch

mehrmals von ihm zum Essen eingeladen. Dies geschah auch vorigen Sonnabend, da er sich den Tag vorher in unserer Conferenz zum heiligen Abendmahle gemeldet hatte. Wir baten ihn, es bis auf das nächste Mal zu verschieben, da er in der Bethlehemskirche predigen müsse, und Keiner von uns wegen Austheilung des Abendmahls dahin kommen könne. Er war dieses zufrieden, und hielt die Präparation täglich des Nachmittags eine Stunde. Den Freitag kam er zwar auch, sie zu halten, fand sich aber so schwach, daß er den Katecheten bat, seine Stelle zu vertreten. Uebrigens konnte er sich doch den folgenden Tag den Kopf waschen oder baden, und den Daniel Pullei ganz früh und auch nachher den Armenier besuchen, von dem er zum Mittagsessen eingeladen wurde. Mehrere Stunden lang hatte er sich durch Vorlesung eines ins Malabarische übersetzten erbaulichen Buches und durch erbauliche Gespräche mit diesem unterhalten. Da man sich gegen zwei Uhr des Nachmittags zu Tische setzen wollte, und er in der Stube mit dem Buche in der Hand noch auf- und abging, wankte er etwas hin und her, und ehe der Armenier ihn unter die Arme fassen konnte, fiel er mit dem Kopfe gegen die Wand und zur Erde und gab nach ein paar Athemzügen, ohne einen Laut von sich zu geben, seinen Geist auf." — Unter großer Theilnahme der Christen wie der Heiden wurde Rajappen beerdigt; John hielt ihm die Leichenpredigt über 2 Kor. 4, 17. 18.

5. Im Jahre 1789 starb in Wölipaleiam eine Christin, Njanamuttu. John hatte sie unterrichtet und getauft. Sie war eine aufrichtige Jüngerin des Herrn. Da sie fleißig an dem Gottesdienste Theil nahm, so wuchs sie in der Erkenntniß des Christenthums je länger je mehr. Oft kam sie zu John, „um eine besondere Ermunterung zur Führung ihres Christenthums zu hören, wobei sie von dem

Zustande ihres Herzens offenherziger redete, als sonst unter den Malabaren gewöhnlich ist, deren natürliche Schüchternheit auch bei guten Seelen oft ein unangenehmes Hinderniß ist, sich mit ihnen auf eine recht nützliche Weise zu unterreden." Der Njanamuttu Gatte hieß Rajappen. Er war früher römisch gewesen, war aber zur evangelischen Gemeinde übergetreten. Seine Frau übertraf ihn an christlicher Erkenntniß, er war jedoch ein treuer Mensch, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte. Die beiden Gatten hatten von den römischen Verwandten viel zu leiden; oft bedurften sie in ihrer Trübsal einer Hinweisung auf die Geduld und Sanftmuth des Herrn Jesu. Nach dem Tode ihres Mannes war Njanamuttu oft kränklich; eine alte heidnische Mutter, die aus dem Lande zu ihr kam, pflegte die kranke Tochter mit großer Liebe. Nun ist gewiß: wer die Seligkeit in der Gemeinschaft mit dem Herrn kennt, der wünscht nichts sehnlicher, als daß diesem Herrn die ganze Welt in die Arme laufe. Der kranken Njanamuttu sehnlichster Wunsch war, daß die Mutter sich von den stummen Götzen zu dem wahren, lebendigen Gott und zu dem Heilande der Welt bekehren möchte. Sie sprach oft mit ihr von der Seligkeit der Kinder Gottes. Als John die Kranke einmal besuchte, sagte sie: „Ich habe mit der Welt und ihren Sorgen nun Nichts mehr zu thun, Tag und Nacht richte ich meine Gedanken und ganzen Sinn auf den Himmel und auf Christum, und bitte, daß er mir alle meine Sünden vergeben, durch seine Gerechtigkeit meine Ungerechtigkeit zudecken und mich, sobald als ihm gefällt, zu sich nehmen möge. Ihm habe ich mich und alles Andere übergeben, an ihn halte ich mich allein und glaube, daß er mich arme Sünderin annehmen werde." Dann nahm sie die Mutter und John bei der Hand, legte ihre Hände in einander und sagte: „Meine Mutter liegt mir noch sehr

am Herzen. Diese übergebe ich euch hiermit, unterrichtet und ermahnet sie, daß sie sich doch auch zu Jesu wenden und ihre Seligkeit in ihm suchen möge, damit sie doch auch in den Himmel komme. Sie ist jetzt meine einzige Pflegerin und hat mir sehr viel Gutes gethan. Thut ihr doch ja wieder Gutes und sorget für ihr geistiges und leibliches Wohl." — Njanamuttu wollte gern die Pflege der Mutter entbehren, wenn diese an dem Vorbereitungsunterrichte zur heiligen Taufe Theil nehmen wollte. Allein die Christin wurde immer schwächer und schwächer; ihre Mutter durfte nicht von ihr gehen. Nicht lange vor ihrem seligen Tode genoß sie das heilige Abendmahl. Ruhig und getrost ging sie ihrem Ende entgegen. „Der Landprediger," schreibt John, „bezeugt mir oft seine Freude, die er jedesmal bei dem Besuche dieser nach dem Heile in Christo so sehr sich sehnenden Patientin empfände, und wie man bei ihr recht deutlich merke, was für ein Unterschied zwischen einer bloß natürlichen guten Erkenntniß und Gutherzigkeit und zwischen den Wirkungen der von dem heiligen Geiste gewirkten Gnade sei."

6. Im November 1789 wurde ein sechszigjähriger Greis, Arulananden, in die Gemeinde zu Trankebar aufgenommen. John hat die Geschichte dieses Greises näher beschrieben. Ich theile sie hier mit.

Seine früheren Lebensumstände und die Veranlassung zum Christenthum waren wunderlich, seine Aufnahme sehr bedenklich und sein Ende erbaulich und selig. Als Heide war er ehemals Aufseher über ein Dorf bei Ramanadaburam. Da er von jeher durch eine schmerzhafte Krankheit manchmal heftig angegriffen wurde, die ihm auch endlich den Tod verursachte, so meinte er durch eine Wallfahrt nach Ramesuram von seiner Plage befreit zu werden. Auf dieser heidnischen Andachtsreise hielt er sich etliche Tage bei

einem Bekannten auf, der auch ein Heide war. Dieser hat einen Traum, den er dem Reisenden erzählt, welcher denselben für einen Wink hält, sich zur römischen Kirche zu wenden, um von seiner Krankheit befreit zu werden. Er geht also zur nächsten römischen Kirche, fällt vor derselben nieder und betet an. Da es der Pater von seinen Katecheten erfährt, daß ein angesehener Heide vor der Kirche auf seinem Angesicht liege und bete, kommt er gleich heraus und erfährt von ihm die Veranlassung seiner Andacht. Der Pater, der jenen Traum für göttlich hält, entschließt sich, ihn gleich zu taufen, obgleich die Katecheten Gegenvorstellung thun, und bitten, ihn erst vorher zu unterrichten. Der Pater tauft ihn aber demohngeachtet, ohne sich vorher nach seiner Familie und seinen Umständen zu erkundigen, weil er glaubt, eine außerordentliche Veranlassung erlaube auch eine außerordentliche Taufe. Nachher erfährt er, daß er zwei Weiber habe, weil ihm die erste keine Kinder geboren hatte. Es wurde ihm nun auferlegt, sich von der einen Frau zu trennen und sich mit der andern nach den Gesetzen der Kirche in der Ehe bestätigen zu lassen. Dieses verzog sich aber ein Jahr lang, da unterdeß der Pater einmal an seinen Ort kam und ihm das heilige Abendmahl reichte.

Da hierauf der Nabob von Arcot das Marrawerland einnahm, so flüchtete Arulananden nebst Anderen in die Wälder und verlor seinen Dienst. Ein Einwohner gab ihm, als er wiederkam, etliche Pflugochsen, damit er ein Stück Feld bearbeiten und sich mittelmäßig ernähren könnte. Weil aber in den letzten drei Jahren im Marrawerlande fast gar kein Regen fiel, und dadurch ein großer Mangel entstand, so kam er mit den Seinigen in armselige Umstände. Er entschloß sich also, mit seinen zwei Weibern und zwei Knaben, die ihm die letzte geboren, sich nach Porto Novo oder Pondichery zu begeben und seinen Bruder aufzusuchen.

Seine jüngere Frau aber wollte nicht mitgehen, sondern blieb mit ihrem ältesten Sohne bei ihren heidnischen Anverwandten. Er ging nun mit seiner älteren Frau und dem größten Knaben nach Porto Novo, und da er seinen Bruder daselbst nicht fand, wollte er über Cudelur nach Pondichery gehen. In Cudelur fand er die dasige Missionskirche offen, und weil er glaubte, es sei eine römische, so ging er hinein, seine Andacht zu verrichten. Hier fand ihn der dasige Katechet Manoel, den Gericke nebst dem Katecheten Habakuk zurückgelassen hatte, die dasigen Christen zu besorgen. Manoel spricht mit ihm, stellt ihm den Unterschied zwischen der römischen und unserer Kirche vor, behält ihn etliche Tage bei sich und überzeugt ihn, daß unsere Lehre einen großen Vorzug habe, welches er noch mehr einsehen würde, wenn er sich in Trankebar von den Missionaren wollte unterrichten lassen. Da nun eben einer unserer Christen durch Cudelur nach Trankebar reis'te, so entschloß er sich mitzugehen, und meldete sich mit seiner Frau und seinem Sohne bei uns zum Unterrichte.

Da er uns seine Geschichte erzählte, so fanden wir Bedenken, ihn anzunehmen, da wir sonderlich wegen der Römischen sehr behutsam sind, und außerdem seine zwei Weiber ein Haupthinderniß schienen, die er unmöglich als ein Glied unserer Kirche behalten konnte. Er versicherte zwar, daß er der einen Frau völlig entsagen wolle, nur daß er sie vor der Regenzeit bei seinem Alter und öfteren Krankheitsanfällen unmöglich herbeiholen könnte. Wir wollten uns aber doch mit ihm nicht einlassen, weil wir vermutheten, daß es ihm zunächst um seinen leiblichen Unterhalt zu thun sein möchte.

Weil er nun aber sich fleißig zu unserm Gottesdienst hielt, seiner sehr schwachen Augen ungeachtet dennoch mit Mühe eifrig in den Büchern, die man ihm gab, las, eine

große Begierde nach fernerm Unterrichte zeigte, von den Katecheten und Anderen, die ihn kannten, ein gutes Zeugniß hatte, und von ihnen sehr empfohlen wurde, so wagte ich es, ihn nebst seiner Frau und seinem Sohne, der ein hoffnungsvoller Knabe zu sein schien, in die Präparation aufzunehmen. Er zeigte sich bei derselben sehr begierig nach den Lehren des Heils und unterbrach sogar oft vor Freuden, wenn er etwas besonders Nachdrückliches hörte, meinen Vortrag, und wollte sich weitläuftiger darüber ausdrücken, als es eine Katechisation erlaubte. Sein ehrliches Herz wurde immer mehr offenbar, auch durch die Geduld, mit welcher er seine armseligen Umstände ertrug. Bei seiner Aufnahme und der Taufe seiner Frau und seines Sohnes war er ausnehmend vergnügt und versprach mehrmals, daß er sich ganz Gott und seinem Erlöser übergeben und ihm bis an's Ende treulich anhangen wolle. —

Er meldete sich bald darauf mit seiner Frau zur Präparation zum heiligen Abendmahl, besuchte sie auch mit ihr etliche Tage, wurde aber durch Krankheit unterbrochen. Da er eines Tages wieder nach seinem Hause in Poreiar, wo er jetzt wohnte, kommt, so bekommt er heftige Schmerzen und sagt zu seiner Frau, er werde die andere Nacht bei Christo sein, redet von seinem Vertrauen zu Christo und bringt die Nacht mit herzlichem Gebet und Seufzen zu.

Da er am folgenden Tage das heilige Abendmahl verlangte, auch bitten ließ, seinen Sohn zu ihm zu schicken, so sendete ich den Landprediger mit dem Sohne zu ihm und gab Ersterem die nöthige Instruction. Er fand ihn schwach, aber sehr gelassen. Auf Befragen, wie es mit ihm stehe, antwortete er: Ich gehe zu Christo und befehle meine Seele in die Hände meines himmlischen Vaters. Der Landprediger freute sich sehr über seine Andacht und seine Bekenntnisse, die er vor dem Genuß des heiligen Abendmahls

ablegte, so wie über die Freude, die er nach dem Genuß desselben empfand.

Des Nachmittags besuchte ich ihn selbst und fand ihn zwar sprachlos, aber noch bei dem Gebrauch seines Verstandes. Sein Gemüth schien ganz ruhig, und sein Verlangen ganz auf Jesum gerichtet zu sein. Einige Stunden nachher entschlief er sanft und selig.

7. Rahel war die Gattin des eingebornen Katecheten Ignasi in Kawastalam. Sie war in der Missionsschule in Trankebar erzogen worden und hatte da einen guten Grund der heilsamen Erkenntniß und Gottseligkeit gelegt. Ihre Ehe mit Ignasi war eine überaus glückliche, weil sie auf dem Grunde gemeinsamen Glaubens an Jesum Christum ruhete. Die beiden Gatten halfen einander nach ihrem Vermögen auf dem Wege des Lebens. — Rahel war eine fähige und fleißige Schülerin gewesen; sie hatte sich treffliche Kenntnisse erworben; darum konnte sie auch jetzt ohne große Mühe ihrem Gatten im Unterrichte der Jugend helfen. Sie zeichnete sich durch eine große Gewandtheit, mit Christen und Heiden über die Angelegenheiten ihrer Seele zu reden, aus, wobei ihr eine ungewöhnliche Kenntniß der heiligen Schrift sowohl, als auch der heidnischen Schriftsteller treffliche Dienste leistete. „Sie erwarb sich," schreiben die Missionare zu Trankebar, „auf diese Art viele Liebe und Achtung, um so mehr, da sie einen frommen Wandel unter Christen und Heiden führte, und dabei so schöne Naturgaben hatte, daß sie das, was sie wußte, auch auf eine fließende, angenehme und freundliche Art vortragen konnte, womit zugleich ein großer Eifer und Ernst verbunden war, der ihr sehr wohl anstand. Man konnte es ihr recht wohl ansehen, daß sie nicht mit ihrem Wissen und Gaben prahlen wollte, sondern daß sie aus der Fülle ihres Herzens, aus voller Ueberzeugung und aus eigener Erfah-

rung von der Vortrefflichkeit und Kraft des seligen Evangelii von Christo redete."

Nach dem Tode ihres Mannes wurde sie als Lehrerin an der Schule in Narasalam angestellt. Sie kam hier in ihr eigentliches Element. Durch eine mütterliche Behandlung der Kinder wußte sie sich Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Sie berücksichtigte die verschiedenen Fähigkeiten, ließ sich in Liebe und Geduld zu den Schwächern herab, ermunterte die Trägen und die, welche oft die Schule versäumten, durch kleine Geldgeschenke. Bald zeigten sich die gesegneten Früchte ihrer treuen Arbeit. Die Kinder machten unter ihrer Leitung größere Fortschritte, denn je vorher. An den Festtagen kamen sie gern und mit Freuden mit ihrer mütterlichen Freundin zur Prüfung durch die Missionare nach Trankebar.

Die Heidenboten hatten ihre Lust an den Schülern Rahel's. Schon durch ihre äußere Haltung zeichneten sie sich vor Andern vortheilhaft aus. „Immer brachte Rahel," berichten sie, „die meisten Kinder zum Fest, um in ihren Kenntnissen geprüft zu werden, wenn Andere unter manchen Entschuldigungen zurückblieben. Ihr aber folgten sie gern, da sie vor dem Examen sich zu scheuen keine Ursache hatten. In der Kirche konnte man während des Gottesdienstes Rahel's Kinder gleich am Gesichte und äußeren Anstande vor allen Andern unterscheiden. Gerades Sitzen, offene, auf den Lehrer gerichtete Augen und fertige Antworten bei den katechetischen Fragen zeichneten sie vor den Uebrigen aus. Ebenso war es bei dem Examen. Das rohe, schlaue, unhöfliche Wesen und die unanständigen Gebehrden, die bei Kindern aus dem Lande, die gemeiniglich das Vieh hüten, nicht selten sind, fand man an den ihrigen gar nicht. Sie hatte sie zum äußeren Wohlstand und zur Bescheidenheit, dabei aber auch zu einer anständigen Freimüthigkeit und

Heiterkeit gewöhnt, die bei ihrer Prüfung besonders angenehm war und die Arbeit erleichterte. Verdrehung der Augen und andere Mienen, die bei Manchen entweder eine falsche oder übel verstandene Andacht anzeigen, hatte sie weder selbst an sich, noch litt sie dergleichen an ihren Kindern, da sie von ihren Lehrern unterrichtet war, daß ein redlicher Christ nicht nur das Herz, sondern auch Kopf und Auge froh emporheben und heiter umherschauen kann, wie Alles voll der Güte des Herrn ist. Wie sehr also die Kinder unter einer so gottseligen und begabten Lehrerin in der Erkenntniß zunahmen, und wie weit sie Andere übertrafen, ist leicht begreiflich. Oft haben wir uns über die Antworten verwundert, die sie auf die vorgelegten Fragen gaben, und über den Schatz von Stellen aus der heiligen Schrift und aus dem Gesangbuche, so wie über die Sittensprüche und Gebete erfreut, die sie auf keine erzwungene, sondern leichte Art ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten."

Wie Rahel unter den Kindern Narasalams ein Segen war, so war sie auch unter den übrigen Lehrern und Lehrerinnen und Katecheten ein brennendes und scheinendes Licht. Wegen ihrer Gaben und christlichen Frömmigkeit stand sie bei ihren Mitarbeitern in großem Ansehen. Wenn sie mit ihr zum Feste nach Trankebar reisten, so pflegte Rahel in den Ruhehäusern die Morgen- und Abendandachten zu leiten. Ihrem Gedächtnisse hatte sie einen Schatz christlicher Kernlieder eingeprägt, die auf den Wanderungen gesungen wurden. Gern wählte sie ihre Lieblingslieder: Jesu, meine Freude; — Mein Gott, das Herz ich bringe dir; — Meine Seel', ermuntre dich; — Jesus, meine Zuversicht; — Nach einer Prüfung kurzer Tage. Ihre Reisegefährten übertrugen ihr gern das Gebet, „da sie nicht nur mit der meisten Beredtsamkeit, sondern auch mit der größten Inbrunst und auf eine für Andere sehr erbauliche und rührende Art das-

selbe verrichtete." Das Alles that sie in Demuth und Bescheidenheit, ohne irgend einen Schein der Anmaßung und Selbstgefälligkeit.

Vor den Heiden bekannte sie mit großer Freudigkeit ihren christlichen Glauben. Sie redete zu ihnen von dem Heilande oft so warm, so eindringlich, daß sich die Zuhörer staunend fragten, woher der Frau doch solche Weisheit komme. Mehrere Heiden wurden durch ihr Zeugniß veranlaßt, sich zum Christenthum zu bekennen und die Aufnahme in die Gemeinde zu Trankebar zu begehren.

Bis in ihr hohes Alter versah Rahel ihr Amt eifrig und treu. Sie war über siebenzig Jahre alt, aber nie fehlte sie mit ihren Kindern bei den Festgottesdiensten in Trankebar. Selbst in den letzten Wochen vor ihrem Tode versäumte sie selten eine christliche Versammlung, obgleich ihre Kräfte sehr abnahmen. Auf einer Reise nach Tanjour war einer der trankebarschen Missionare genöthigt worden, in einem Ruhehause nicht weit von Tirupalaturei zu übernachten. Viele Christen aus der Nähe hatten sich bei ihm eingefunden, um von ihm das Evangelium verkündigen zu hören. Aber er fühlte sich so angegriffen und schwach, daß er meinte, es sei ihm unmöglich, ein Wort zu reden. „Wie erstaunte er, daß er auch die gute, fromme, aber todtkranke Rahel, von etlichen Christen getragen, ankommen sah, die durchaus nicht zurückbleiben wollte, sondern so lange bat und flehte, bis man sie mitnahm, um noch ihren Lehrer zu sehen und noch eine Ermahnung von ihm zu hören. Dieser rührende Anblick ermunterte und stärkte den Missionar so sehr, daß er sich fast selbst vergaß und über die Frage Jesu: Wollt ihr auch weggehen? und Petrus Antwort: Herr, wohin sollen wir gehen; du hast Worte des ewigen Lebens, bis ziemlich tief in die Nacht eine Rede hielt und die Christen sonderlich ermahnte, nicht

wie jene Wankelmüthigen zu handeln, die zurückgingen, als sie sich in ihren Erwartungen, von Jesu mit Brod reichlich versorgt zu werden, getäuscht fanden, sondern den Jüngern zu folgen, die mit seiner bisherigen Fürsorge und treuen Berathung zufrieden waren, und seine Lehre wirksam an sich erfuhren, als Worte des ewigen Lebens, daß sie es nirgends besser, als bei ihm zu finden hofften, und deswegen treu und standhaft bei ihm ausharrten.“ Ja, Rahel ließ sich durch ihre Schwäche nicht abhalten, dem Missionar nach Tanjour zu folgen. In dem Hause dortiger Verwandten hatte sie eine liebevolle Pflege. Als der Missionar von ihrer Ankunft hörte, eilte er zu ihr. Sie sprach ihm ihre innige Freude über den Besuch aus und ihr Verlangen, aufgelöset und bei Christo zu sein. In ihren letzten Tagen wurde sie häufig von Kohlhoff besucht, aus dessen Händen sie auch an ihrem Todestage das heilige Abendmahl empfing.

Während der letzten Stunden ihres Lebens hatten sich die Katecheten und etliche Christen um ihr Bett versammelt. Das Angesicht der Sterbenden strahlte vor Freude; sie wußte gewiß, daß der Tod ihr Gewinn sei, daß sie diese Erde verlasse, um den Himmel zu gewinnen. Die Anwesenden ermahnte sie zu wahrer Treue gegen den Heiland, bei dem man es so gut habe. Dann betete sie; und als ihre Freunde das Lied: Jesus, meine Zuversicht, sangen, stimmte sie fröhlich mit ein. Sanft und selig schlummerte sie in die ewigen Wohnungen des Friedens hinüber und „hinterließ einen neuen, angenehmen Beweis der Wahrheit: Selig sind, die geistlich arm sind; selig, auch selbst noch im Tode, denn das Himmelreich ist ihr.“

8. Daniel Pullei wurde im Jahre 1740 als der Sohn armer, aber christlicher Hindueltern in Trankebar geboren. Er war kaum sechs Monate alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. Der Hindu konnte der Gattin

und dem Sohne Nichts hinterlassen; die Wittwe fand jedoch bei ihrem noch lebenden Vater, dem Katecheten Johann, Aufnahme. Es war ein großer Segen für den jungen Daniel, daß seine Erziehung von dem Großvater geleitet wurde; denn die Mutter war nicht im Stande, ihr Kind dem Heilande zuzuführen, den sie selbst nicht recht kannte. Daniel besuchte von früher Jugend an die Missionsschule zu Trankebar. Mit Lob und Dank gegen Gott hat er später oft bekannt, daß er dieser Schule sein Glück zu danken habe. Johann Balthasar Kohlhoff war sein Lehrer, der es besonders verstand, in die jugendlichen Herzen die Liebe zum Worte Gottes und zum Gebet zu pflanzen. Daniel empfing heilsame Eindrücke. Er verband sich mit einigen Kindern zu einem Vereine, „um sich theils allein, theils in Verbindung mit Mehreren an einem einsamen Orte im Gebet zu üben und sich und Andere zu erbauen.“ Der Segen dieses Gebetslebens zeigte sich gar bald auch in der Schule. Daniel erfuhr, daß die Gottseligkeit auch zum Zunehmen in der Erkenntniß solcher Wissenschaften nützlich sei, die nicht nur weise zur Seligkeit, sondern auch brauchbar in der Welt machen.

Daniel Pullei machte in seinem Leben die selige Erfahrung: Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt sich meiner an. Seine Mutter bekümmerte sich wenig um den Sohn. Sie war arm und konnte ihm Nichts geben. Darum blieb Daniel fortwährend in der Schule und „wurde so vor den Gelegenheiten verwahrt, die schon so Vielen zum Verderben gereichten, wenn sie von ihren Verwandten unter allerlei Vorwand eine Zeitlang aus der Schule genommen werden: da denn durch Verführung und Umgang mit ungerathenen Kindern das bald wieder niedergerissen wird, was redliche Lehrer mit vieler Mühe gebaut haben.“

Vor den übrigen Schülern zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß aus. Mit besonderer Liebe lernte er die deutsche Sprache, deren Anfangsgründe in der Schule gelehrt wurden. John schreibt darüber: „Er lernte mit großer Begierde und las alle Stückchen weißes Schreibpapier auf, die er vor der Buchbinderei fand, schrieb deutsche Wörter darauf und lernte sie für sich in der Stille auswendig. Man hatte damals noch keinen ordentlichen Unterricht in der deutschen Sprache; man sah es auch nicht gern, daß er sich so eifrig auf dieselbe legte, weil man ihn gern zu einem Missionsdienste erziehen wollte, da er so viel Kenntniß und Geschicklichkeit in seinen Aufsätzen zeigte, die die Selectaner über einen biblischen Spruch vorlesen mußten. Da er der Geschickteste war, so besorgte man, daß er wegen der Kenntniß der deutschen Sprache zeitig in einen weltlichen Dienst gezogen werden möchte. Allein er beharrte dabei, alle Gelegenheit, in dieser Sprache weiterzukommen, sorgfältig zu benutzen. Er suchte alle weggeworfenen Federn auf oder schnitt sich selbst Krähenfedern, machte sich Dintenfässer von Schneckenhäusern und Muscheln, und wenn bei Spaziergängen die anderen jungen Leute spielten, so saß er still in einem Busch und schrieb sich deutsche Wörter und Redensarten auf."

Als der Missionar Dame 1755 nach Trankebar kam, trat Daniel Pullei bei ihm in Dienst. Er hoffte, durch den Umgang mit seinem Herrn das Deutsche sprechen zu lernen. Später kam er in das Haus Maderup's, von welchem er auf seinen Wunsch in der dänischen Sprache unterrichtet wurde. Er machte sowohl im Deutschen als auch im Dänischen solche Fortschritte, daß er seine Freistunden zum Unterrichte Anderer benutzen konnte.

Nicht lange nachher erging an Daniel Pullei der Ruf, als Dolmetscher in den Dienst des dänischen Gouver-

nements zu treten. Die Missionare hätten zwar lieber gesehen, daß der hoffnungsvolle Jüngling in ihrer Gemeinschaft geblieben wäre. Sie fürchteten von seinem Amte viel Gefahren für das Heil seiner Seele. Allein sie mochten die Bitten des Gouverneurs nicht abschlagen, und so trat Daniel in den Dienst der dänischen Regierung.

Nur zu bald erfuhren die Heidenboten, daß ihre Befürchtungen nicht ungegründet gewesen waren. Daniel Pullei ließ sich in seinem Amte zu Dingen verleiten, die mit dem Glauben an den Sohn Gottes nicht vereinbar sind. Seine Liebe zu dem Herrn Jesus nahm ab, die Liebe zur Welt wuchs in seinem Herzen. „Was Sirach", schreibt John, „vom Kaufmann und Krämer sagt, (Kap. 26, 28.) kann man hier noch mehr anwenden. Ein Dolmetscher kann sich schwerlich hüten vor Sünden, und ein Beisitzer im Schwarzen-Gericht vor Unrecht. Daniel wurde durch die neuen fremden Geschäfte und die bisher ungewohnte Ehre nach und nach zerstreut und vereitelt. Er nahm die gewöhnlichen und mit allerlei Geschenken, so wie mit Musikanten und Tänzerinnen begleiteten Ehrenbezeugungen von vornehmen Tamulen am Neujahr-, Pongöl- und anderen Festen an."

Das Gewissen widersprach: er hatte aber nicht Kraft genug in sich, dem Worte Jesu: Wer mich bekennet vor den Menschen u. s. w. gemäß zu handeln und dachte, man könne ja die Sitten und einmal eingeführten Gebräuche wohl mitmachen." Eine Zeitlang ging Daniel zum großen Schmerze seiner Lehrer auf diesem Wege fort. Da warf ihn der Herr sechs Monate lang auf das Krankenlager. Lieber Leser, in der Trübsal hat mancher schon des Herrn gedenken gelernt, der vorher sein vergessen hatte. Auch Daniel fing in seinen Leiden an, wieder nach dem Herrn zu fragen. Er dachte einmal ernstlich über sein

bisheriges Leben nach. Sein Gewissen machte ihm bittere Vorwürfe. Wie, hieß es in seinem Innern, wenn du nun plötzlich aus dem Lande der Lebendigen weggerissen und als Einer, der bei seiner guten Erkenntniß gegen besseres Wissen und Gewissen gehandelt, verdammt worden wärest? Zittern und Zagen ergriff den Kranken bei dem Gedanken an das Gericht Gottes. — Nach seiner Genesung sagte er sich gänzlich von den heidnischen Sitten los. Er betete fleißiger als sonst. Nie fehlte er bei den christlichen Gottesdiensten. Doch kam es mit ihm trotzdem nicht zu einem rechtschaffenen Christenthume. Die vielen Zerstreuungen und Versuchungen, in welche ihn sein Amt brachte, erschwerten seine Umkehr. Er hatte den Namen, daß er lebte, aber er war todt. Daniel fühlte das selbst am meisten. War er auch von Anderen geehrt und glücklich gepriesen, das rechte Glück, der Friede der Seele, der aus der innigsten Lebensgemeinschaft mit dem Heilande quillt, fehlte ihm.

Auf verschiedenen Gesandtschaftsreisen, die er im Auftrage der dänischen Regierung zu den Fürsten des Landes zu machen hatte, ließ ihn der Herr sichtbare Zeichen seiner Gnade und Treue erfahren. Sie waren ihm eindringende Mahnung, sein Herz ganz dem Herrn zu übergeben. Daniel ließ diese Stimme nicht unbeachtet. Vor den Heiden bekannte er offen, daß er ein Christ sei. Die Ehrenbezeugungen der Welt, die ihm einst so lieb waren, verachtete er. Mit den Christen pflegte er sich Abends durch Gebet und christliche Gespräche zu erbauen.

Von seiner Wirksamkeit als Gesandter und Dolmetscher mag uns John Einiges mittheilen.

„Als im Jahre 1780 der schreckliche, das Land durch Feuer, Schwert und Hungersnoth verwüstende Krieg ausbrach, wurde Daniel Pullei zu den schwersten Geschäften gebraucht, die er oft mit Lebensgefahr, aber immer mit

gutem Erfolg ausrichtete. Da etliche englische Detachements vom Feinde aufgehoben, und die Armee dadurch so geschwächt wurde, daß das Land nicht geschützt werden konnte, und da Portonovo geplündert war, und die Hyder'schen Truppen, ehe der General Coote aus Bengalen kam und sie bei Portonovo schlug, Tod und Verderben verbreiteten, verlangte Hyder, daß die Dänen und Holländer ihm große Summen und Gesandtschaften schicken sollten, und wurde zornig, daß damit so lange gezögert wurde.

Der feindliche General, Lala Saheb, kam mit vielen Truppen auch auf den trankebarschen Grund, nachdem er Portonovo, Sidambaram, Siali und alle umliegenden Dörfer geplündert, die Ernte verwüstet und viel Blut vergossen hatte. Schon brannten auch verschiedene Häuser in Wölipaleiam, dicht vor Trankebar, als Daniel sich zu dem General begeben mußte, da der Provediteur dies nicht wagen wollte und vor Schrecken fast des Todes war. Das Gouvernement gab ihm 500 Pagoden für den General zum Geschenk mit, ihn dahin zu vermögen, das Sengen, Plündern und Verwüsten verbieten zu lassen. Das war ein schwerer und unter so wildem und räuberischem Gesindel mit großer Lebensgefahr verbundener Gang. Er faßte aber Muth, ging unter stillem Seufzen und Flehen durch allen Lärm, kam glücklich bei dem General an und redete zu ihm mit so bescheidener Herzhaftigkeit und mit so vieler Annehmlichkeit, die mit einem guten Anstand und persönlichem Ansehen verbunden war, daß der General bald gewonnen wurde und schleunig Befehl gab, das Brennen und Plündern einzustellen. Ja, er wußte den General so einzunehmen und zu unterhalten, daß er nicht einmal nöthig fand, ihm die 500 Pagoden zu übergeben, die er ehrlich an's Gouvernement wieder zurückbrachte. Groß war die Freude der Einwohner, die den Daniel als ein Werkzeug der göttlichen

Vorsehung betrachteten, zu verhindern, daß die räuberischen Truppen nicht weiter brennen, plündern und morden durften, und es dahin zu bringen, daß die Ernte für dies Jahr erhalten wurde; sonderlich da im folgenden Jahre die große Hungersnoth erfolgte, als Hyder die Schleuse bei Tirutschinapalli, die das Wasser in's tanjour'sche Land leitet, zerstörte.

Nun mußte aber Daniel eine sehr wichtige und äußerst gefährliche Reise zu dem tyrannischen Hyder selbst mit einigen dänischen Herren antreten. Denn Hyder hoffte, von Trankebar etwas Bedeutendes zu erhalten und auf alle Fälle zu erpressen, da er wußte, daß so viele Schätze von Nagapatnam und von den Götzentempeln und Einwohnern vom Lande dort zusammengebracht waren. Auf der Reise wurden sie schon erschreckt, da sie bei einer Pagode zwei todte Brahminen in einem angezündeten Strohhaufen sahen, welche, um die in der Pagode verborgenen Schätze zu entdecken, zu Tode gemartert worden waren. Diese Grausamkeit machte sie für ihr eigenes Geschick sehr bange; Daniel aber faßte sich durch stilles Gebet und munterte sonderlich den ersten Abgeordneten auf, der die meiste Aengstlichkeit zeigte. Als sie bei dem Hyder ankamen, wurden sie 14 Tage lang aufgehalten, ehe sie Audienz erhalten konnten, die denn noch dazu sehr kurz und trocken war. Indessen ließ der Minister Kitschta Rayer sie öfters rufen und setzte sie in beständige Angst durch unmäßige Geldforderungen, Drohungen und Vorwürfe, daß die Dänen englische Agenten in Trankebar hätten, den Engländern Provision zuführten und allerlei Vorschub leisteten. Er drohte, Trankebar von Grund aus zu zerstören, wenn die Agenten nicht ausgeliefert würden. Um ihnen noch mehr Schrecken zu verursachen, ließen sie den armen Harrup, dänischen Faktor in Portonovo, der daselbst gefangen und ausgeplündert war, vor ihren

Augen mit Daumschrauben martern und peitschen, bis er ohnmächtig niedersank, in der Hoffnung, daß sie zu seiner Loskaufung eine große Summe bezahlen würden; wozu sie sich aber nicht verstehen durften. Ja, sie mußten sich ganz fremd gegen diesen guten Freund stellen. In dieser Angst wendete sich Daniel zu dem, von welchem allein Hülfe kommt; und er bekannte öfters, daß er durch diese Tage der Angst zu einem größeren Ernst im Christenthum erweckt worden sei, daß er aber auch viel Trost genossen und Gott ihn kräftig unterstützt habe, nicht nur den Schlingen des Ministers zu entgehen, sondern ihn auch gegen sich ziemlich geneigt zu machen. Denn dieser brachte es endlich selbst bei dem Hyder dahin, daß sie, nachdem ihm eine geringere Summe vom Gouvernement zugestanden worden war, gelinder behandelt und freundlicher entlassen wurden, als es anfänglich das Ansehen hatte. Hier empfing Daniel, als die europäischen Herren Geschenke erhielten, die Ehrenzeichen eines Brustbildes mit goldener Kette und goldene Armbänder von freien Stücken aus den Händen Hyder's selbst.

Einige Zeit nachher begegnete ihm wieder ein sonderlich im Anfange sehr hartes Geschick, welches sich aber zu seiner Ehre endigte. Ein Hyder'scher Offizier, Salingra, war vorher, als er noch wenig galt, in einem Geschäfte nach Trankebar gesandt worden, und erhielt vom Gouverneur Abbestei ein Geschenk. Er besuchte auch den Daniel Pullei und glaubte, ein Gleiches auch von diesem zu erhalten, empfing aber bloß den gewöhnlichen Betel Areck. Dieses nahm er sehr übel, ging mit heimlichem Groll weg, und als er avancirte und ein Hyder'sches Detachement commandirte, und mit demselben bei Trankebar vorbei marschiren mußte, hielt er dieses für eine gute Gelegenheit, sich an Daniel zu rächen. Eben wurde wieder eine Gesandtschaft auf Verlangen des Hyder abgeschickt, die

in einem nahen Garten des Mittags noch speisen und von einigen Freunden, die sie begleitet hatten, Abschied nehmen wollte. Plötzlich kam Nachricht, daß Hyder'sche Truppen vom Süden in Anmarsch wären; die auch bald ankamen und sich unweit des Gartens lagerten. Der Abgeordnete war eben noch einmal in die Stadt zum Conseil gerufen worden, und unser Katechet Schawrirajen, der statt des Daniel Pullei als Dolmetscher mitgehen sollte, ging zu diesem Chef Salingra, befragte ihn, in welcher Absicht er hieher mit seinen Truppen gekommen sei, und meldete ihm, daß eben eine Gesandtschaft an Hyder abgehen sollte. Dieser antwortete, er wolle hier nur etwas einkaufen, und schickte in die Stadt und ließ den Daniel rufen, mit dem Vorgeben, daß der General Backschi, den er kennen gelernt hatte, ihn sprechen wolle. Das Conseil, in welchem Daniel war, ließ ihn gleich gehen; und da er weder einen Palankin bei sich hatte, noch auch etwas gegessen oder getrunken hatte, so sandte ihm Schawrirajen seinen Palankin. Kurz darauf umringten ihn auf Befehl des Salingra einige Reuter und zwangen die Palankinträger, mit ihnen weiter zu gehen mit dem falschen Vorgeben, ihn zum Backschi zu bringen. Dem Abgeordneten, der gleich darauf aus der Stadt kam, wurde befohlen, in den Palankin zu steigen, und ohne zu essen mitzugehen. Seine zwei Freunde wollten entspringen, wurden aber eingeholt und mit fortgeschleppt. Auch mußten der zweite Dolk, mehrere Dubasche, Soldaten und etliche andere Christen und Heiden mit fort. Daniel Pullei glaubte, der Backschi sei in der Nähe, und fragte immer nach ihm; er wurde aber, so wie die Andern, den ganzen Tag herumgeführt, ohne etwas genießen zu dürfen. Selbst die Reisebagage blieb zurück, ohne daß man erfuhr, wo und in welchen Händen sie sei. Des Abends kamen sie ganz erschöpft in einem Dorfe an, wo Daniel einen be-

kannten freundschaftlichen Brahminen antraf, der ihnen gekochten Reis und Wasser brachte. Schawrirajen hatte ein kleines deutsches Erbauungsbuch bei sich, an dessen Inhalt sie sich erquickten, und mit einander beteten; der Abgeordnete aber konnte vor Furcht Nichts genießen. Daniel lieh von dem Brahminen 10 Goldfano und bestellte für den anderen Morgen ein gutes Frühstück. Da sie eben anfangen wollten, dies zu verzehren, kam der rachsüchtige Salingra, schalt auf den Brahminen, daß er ihnen Beistand leistete, und befahl der Gesellschaft, gleich weiter zu reisen. Er hörte nicht auf die nachdrückliche Vorstellung des Daniel, sondern gab sogar den Befehl, die Gefangenen beim Ausruhen nicht in den Schatten, sondern in den heißen Sonnenschein zu bringen. Die armen Fußgänger litten am meisten, und rissen hie und da die Aehren von kleinen Getreidearten ab, wo sie welche fanden, um ihren Hunger zu stillen. Endlich kamen sie des Abends spät nach Tiruwalur, wo der General Backschi war, und wo sie Logis fanden, und ihre Noth sich endete. Am andern Morgen machte der Abgeordnete und Daniel seine Aufwartung bei dem General, der sie sehr freundlich empfing, und die Erzählung von den erlittenen Grausamkeiten von dem Salingra mit Erstaunen anhörte und ihn sogleich auspeitschen ließ. Alle nicht zur Gesandtschaft gehörigen Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, und Schawrirajen mit zurückgesendet, um die Bagage abzuholen, die auch unbeschädigt geblieben war. Die Umstände erforderten es, daß Daniel selbst den Abgeordneten als Dolmetscher folgte, welches er sich auch mußte gefallen lassen. Da er bald darauf in das Lager kam, empfing ihn Hyder sehr freundlich und äußerte sein besonderes Wohlgefallen daran, daß er als ein so braver Mann, der auch zugleich so gut Indostanisch spreche, wieder als Dolmetscher zu ihm komme. Aber er wurde hier

in eine große Verlegenheit versetzt. Hyder hatte nämlich einen vornehmen, vorher reich gewesenen Gefangenen bei sich, der seine Frau mit einigen Gütern nach Trankebar hatte flüchten lassen, und deren Schönheit dem Sultan als ganz außerordentlich gepriesen worden war. Diese sollte Daniel ihm schaffen und in einem Schreiben an das Gouvernement verlangen, daß sie ausgeliefert würde. Jetzt schien es nicht Zeit zu sein, zu widersprechen; er versprach also zu schreiben, sandte aber vorher eine Note ab, in welcher er rieth, diese Frau gleich heimlich aus der Stadt zu schaffen. Dies geschah auch, und da sich hernach die Umstände änderten, und Hyder wichtigere Geschäfte bekam, so wurde nicht weiter daran gedacht. Der dänische Abgesandte wurde inzwischen von den ausgestandenen Mühseligkeiten und von dem Anblick der grausamen Hinrichtungen so vieler Elenden und Gefangenen, die vor den Kanonen zerschmettert und unter den Füßen der Elephanten zertreten wurden, krank und starb vor Gram. Daniel tröstete ihn in seiner Krankheit, so gut er konnte, und hoffte nun bald seine Entlassung zu erhalten; es wurde aber noch ein anderer Abgeordneter und auch ein anderer Dolmetscher gefordert, worauf er endlich in Frieden verabschiedet wurde.

Nach dem Tode Hyder's wurde Daniel Pullei an Tippo, seinen Nachfolger, und sonderlich an den tanjour'schen Hof, mehrmals geschickt, da er viele Talente und eine ausgezeichnete Gabe der Beredtsamkeit hatte und sich überall wegen seines Charakters viel Zutrauen erwarb. In Tanjour hatte er, während seines Aufenthalts daselbst, mit dem seligen Schwartz viel Umgang, der ihn auch sehr schätzte und liebte."

Die Mußestunden, welche Daniel Pullei auf seinen Gesandtschaftsreisen fand, benutzte er zum Uebersetzen erbaulicher Schriften aus dem Deutschen in das Tamulische. Er

selbst hatte von diesen Arbeiten großen Segen: er fühlte sich dadurch in seinem Glauben gestärkt, in seinen Gefahren und Leiden getröstet. In den Briefen an seine Familie ermahnte er zu fleißigem Gebet und christlichem Wandel vor Gott. — Ueberhaupt stand es auf seinen Reisen mit seinem inneren Leben besser, als während seines Aufenthalts in Trankebar. Er sagte oft, daß er bei seinen auswärtigen Gesandtschaften mehr Muße genossen und mehr Erfahrung und Gründung im Christenthume gehabt habe, als bei seinen vielen zerstreuenden, weltlichen und mit vielen Versuchungen und Verdrießlichkeiten verbundenen Geschäften als Dolmetscher und Beisitzer im Schwarzen-Gericht, wo er die tausendfachen Ausbrüche des Hasses, der Bosheit und die Tücke der Nation beständig zu erfahren habe, und bei den mannigfaltigen Parteien oft nicht wisse, was er anfangen solle, da er sich bald von Europäern, bald und noch mehr von der Nation Verdruß und Verleumdung zuzöge, wenn er nicht nach den eigennützigen Wünschen eines Jeden handeln könne und wolle." — Wenn er zu Hause bei den Seinigen war, so hielt er mit ihnen unausgesetzt des Abends eine Erbauungsstunde, an welcher auch Andere Theil nehmen konnten. Nach Gesang und Gebet las Daniel aus den von ihm übersetzten erbaulichen Büchern vor. Die Theilnehmer an diesen Versammlungen setzten nach Daniel's Tode diese Zusammenkünfte fort. — In vielen Stücken leistete Daniel den Missionaren hülfreiche Hand. Sein Einfluß auf die Eingebornen reichte oft weiter, als der der Heidenboten. John hat von ihm Folgendes berichtet. „So häufig, beschwerlich und verdrießlich auch seine meisten Geschäfte waren, so beobachtete er doch den öffentlichen Gottesdienst sehr genau und nahm nicht, wie Viele thun, von seiner Arbeit Vorwand her, um die Versäumniß oder Verachtung desselben zu entschuldigen. Auch kam er des

Nachmittags zur Wiederholung, so oft es thunlich war, und gab hierin nicht nur ein gutes Beispiel, sondern ermahnte und bestrafte auch ernstlich diejenigen, die gegen den Gottesdienst gleichgültig waren. Dabei besuchte er oft die Missionare und war offenherziger in der Entdeckung seines inneren Zustandes, als sonst bei dieser Nation gewöhnlich ist. Er war fern von Stolz und Schmeichelei, und nahm Erinnerungen und guten Rath bescheiden an. In seinem Umgange mit Christen und Heiden war er ihnen mit seinen Gesprächen sehr nützlich, bekannte Jesum als den Grund unseres Heils frei und öffentlich, wobei ihm auch seine Beredtsamkeit und Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, mit den evangelischen Lehren und dem practischen Christenthume gute Dienste leistete. Kein Landprediger und Katechet übertraf ihn hierin. Den Missionaren war seine Hülfe bei der äußeren Besorgung der Gemeinde, in Schlichtung der Streitigkeiten und auch selbst in persönlichen und ökonomischen Angelegenheiten sehr werth und schätzbar. Durch ihn wurden Aelteste und Schiedsrichter erwählt, die wöchentlich des Mittwochs zusammenkamen; und er machte Gesetze und Einrichtungen für sie, die von den Missionaren genehmigt den Gemeinden vorgelesen und von denselben angenommen wurden.

Bei Sterbefällen, Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten schaffte er viele Vorurtheile und unnütze Gebräuche ab. Er haßte und bedauerte den Unterschied der Geschlechter oder Kasten, ob er ihn gleich so wenig als irgend ein Anderer abschaffen konnte, da die ganze politische Einrichtung und die bürgerlichen Rechte dieses fast unmöglich machen, was nämlich den Unterschied zwischen den Suttirern und Pareiern betrifft. Die Verschiedenheiten zwischen den Suttirergeschlechtern aber achtete er wenig, hatte selbst in ein anderes Suttirergeschlecht geheirathet, und suchte auch mit uns dieselben einander näher zu bringen und durch Verhei-

rathungen von Einem in das Andere nach und nach diesen Unterschied aufzuheben, worin es auch in unserer Gemeinde durch ihn ziemlich weit gebracht ist.

Er war gewiß der Gebildetste unter unseren Christen und unter der ganzen tamulischen Nation. Gegen die Armen war er mildthätig und ließ nicht nur monatlich vier Thaler austheilen, sondern unterhielt auch noch manche andere Arme, sonderlich von seinen zahlreichen Verwandten. Manche pflegten an ihm bisweilen zu tadeln, daß er sich zu viel mit Handelsgeschäften abgebe, und daß er zu sehr auf den Vortheil seiner Familie bedacht sei. Wenn er dies bemerkte, so war sein Vorsatz gleich: Ich will allen Verdacht und bösen Schein meiden. Er handelte allenthalben nach seiner Ueberzeugung; gab aber gern nach, wenn man ihn eines Besseren belehrte, erkannte seine Fehler demüthig, vergab seinen Beleidigern und betete für sie, war treu und thätig in seinem Amte, dienstfertig und nützlich für viele Menschen, demüthig, bescheiden und wohlanständig im Umgange, vorsichtig in seinen Reden und ließ sich seine und Anderer Seligkeit ernstlich angelegen sein. Er war ein fleißiger, ernstlicher und demüthiger Beter, erkannte und bekannte, wo er war, Jesum frei und öffentlich und suchte in ihm allein seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung."

In seinen letzten Lebensjahren äußerte Daniel Pullei gegen John oft den Wunsch, von seinen Geschäften als Dolmetscher entbunden zu werden. Er sehnte sich darnach, den Rest seiner Tage in Ruhe und ungestörtem Umgange mit seinem Herrn zubringen zu können. Da er aber in seinem Amte der ganzen Colonie nützlich sein konnte, so rieth John, er möge sich seinem Dienste nicht entziehen. Er konnte ja auch in ihm den Herrn preisen. Erst neun Monate vor seinem Tode fand Daniel, was er suchte.

Als die Engländer Trankebar in Besitz nahmen (1801), wurde er seines Dolmetscheramtes entlassen, blieb jedoch im Genusse seines Gehaltes. Daniel Pullei widmete von nun an seine Zeit und Kräfte der Ausbreitung des Reiches Gottes. Er fing wieder an, erbauliche Schriften in seine Muttersprache zu übersetzen, besuchte und ermahnte Christen wie Heiden, und unterstützte die Missionare in ihrem Werke mit Rath und That. Doch der Herr eilte mit ihm zur Ewigkeit. Im Anfange des Jahres 1802 wurde er schwer krank. Falsche Behandlung durch tamulische Aerzte verschlimmerte seinen Zustand in hohem Grade. Beständige Fieber verzehrten seine letzten Kräfte. Er ward so schwach, daß er sich nicht mehr verständlich machen konnte. Den Missionaren, die täglich zu ihm kamen, drückte er seine Freude über ihren Besuch durch Mienen und Händedruck aus. „Sehr oft," sagt John, „konnte man merken, daß sein Sinn und Auge auf das Himmlische gerichtet war, daß er Alles verstand und sich zueignete, was man mit ihm von dem großen Heile in Christo sprach, und was man mit ihm betete. Er gab sich alle Mühe, seine Gedanken und Empfindungen zu erkennen zu geben, konnte aber nur einzelne Worte hervorbringen. Er rief öfters die Seinigen zu sich, sie zu ermahnen, und manche Einrichtungen wegen seiner starken Familie zu machen; aber alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Von seinen letzten Stunden kann man also nur anführen, daß sein ganzes Betragen nicht die geringste Aengstlichkeit und Furcht vor dem Tode verrieth, sondern vielmehr ein stetes Aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, zu erkennen gab."

9. Ananda-Rayer. Der Brahmine Subbarow wurde zu Nosom in der Provinz Cuddapah aus vornehmem Geschlechte geboren. Sein Vater Kischtnappah, der in dem Dienste des Sultans Tippo Saheb stand, ließ sei-

nem Sohne frühzeitig eine sorgfältige Erziehung geben. Alle Erziehung des Heidenthums verfolgt ein falsches Ziel. Es erzieht nicht für den Himmel. Es führt nicht zu dem Herrn. Es hat ja keinen Himmel, es hat keinen Herrn; darum ist's ihm im besten Falle genug, seinen Kindern das mitzugeben, was ihnen ihr dereinstiges Auskommen in der Welt sichert. Manche Heiden denken auch nicht einmal daran. Sie lassen die Kinder aufwachsen wie wildes Gewächs. Kischtnappah dachte nun auch an Nichts weiter, als daran, seinem Sohne ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Er ließ ihn in den verschiedenen Dialecten des Landes, im Rechnen, Schreiben und anderen nöthigen und nützlichen Dingen unterrichten, aber um das Heil seiner Seele bekümmerte er sich nicht. Er kannte selbst den Heiland nicht, der über die rechte Erziehung sein Wort geschrieben hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.

Der Vater erreichte bald sein Ziel. Als Subbarow zum Jüngling herangewachsen war, bewarb er sich in Seringapatnam bei Tippo Saheb um eine Anstellung. Er fand sie als Rechnungsführer bei einem Cavallerie-Regiment. Vier Jahre versah er dieses Amt. Nach dem Tode Tippo's nahm ihn dessen Schwager in seinen Dienst. Als aber nach Verlauf eines Jahres die Engländer das Land in Besitz genommen hatten, wurde er unter dem Obersten Munroe als Feldmesser beschäftigt.

Sein Amt gab ihm nun wohl das tägliche Brod; aber er aß es nicht in Frieden. Er hatte keinen versöhnten Gott. An seinem Herzen nagte der Unfriede. Nach der Sitte der Heiden wandte er sich an einen alten Brahminen, der bei dem Volke im Rufe großer Heiligkeit stand. Er hoffte, ein so heiliger Mann werde ihm den Weg zur Seligkeit zeigen können. Der Brahmine rieth ihm, ein gewisses

Zaubergebet 400,000 mal herzusagen; dann werde ihm in dieser Welt das Glück, in jener Welt die ewige Seligkeit nicht fehlen. Subbarow folgte dem Rathe des Hindupriesters. Er wallfahrtete zu einer Pagode und hielt sich in ihr sechs Monate lang auf. In vierzig Tagen hatte er das ihm vorgeschriebene Gebet 400,000 mal wiederholt. Allein der Hindu war mit der dadurch erworbenen Glückseligkeit nicht zufrieden. Er meinte, wenn du dadurch selig wirst, daß du 400,000 mal das Gebet hersagst, so wirst du noch glücklicher und seliger, wenn du es öfter wiederholst. Er machte sich bald ans Werk und plapperte sein Zaubergebet zu den 400,000 Mal noch tausend mal tausend Male. Dabei führte er nach der Vorschrift des Brahminen eine sehr eingeschränkte Lebensweise. Er aß nichts als Milch und Reis; er reinigte sich nicht, ließ Haare und Nägel wachsen u. dgl., und das Ende von allen diesen Anstrengungen war, daß er sich nicht selig und glücklich, sondern krank und schwach fühlte. Jetzt gingen ihm die Augen auf. Er fing an, die Kraft seiner Zauberformel zu bezweifeln, verließ die Pagode mit getäuschten Hoffnungen und kehrte zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. In dem Dorfe Polthutoor führte ihn sein Weg an einer katholischen Kirche vorbei. Ein Römischer, der ihn an seiner Kleidung als Pilgrim erkannte, beginnt mit ihm ein Gespräch und schenkt dem Fremden zwei römische Gebetbücher. Subbarow lies't sie in wenigen Tagen durch. Sie machen auf ihn einen wunderbaren Eindruck. Dies ist die Wahrheit, denkt er, und der Weg, den ich zur wahren Seligkeit und zur Beruhigung meiner armen Seele suche. Seine heidnischen Andachtsübungen schienen ihm nun thöricht und nutzlos.

Mehrere Monate verbrachte der Heide im Umgange mit den römischen Christen. Er las mit ihnen ihre Bücher,

schrieb ihre Gebete ab, lernte sie auswendig und wiederholte sie täglich. Da aber der römische Priester zu Polthutoor abwesend war, so ging Subbarow nach Hyderabad, um dort die Taufe zu empfangen. Er wurde eine kurze Zeit unterrichtet, kehrte aber bald nach Polthutoor zurück, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Vor seiner Abreise theilte der Hindu dem Priester einige Bedenken gegen die römische Lehre mit. Namentlich war es die Anbetung der Bilder und der Heiligen, die ihm wider das Gesetz Gottes zu streiten schienen. Der Priester aber wußte ihn zu beruhigen, indem er sagte: „Wir halten sie nicht für Götter, sondern haben sie nur um des gemeinen Volks willen, um diesem Etwas zu sehen und zu berühren zu geben, wodurch es erbaut und zur Andacht erweckt werde. Dies ist auch der Gebrauch in ganz Europa und in ganz Indien. Alle Christen zusammengenommen machen die christliche Kirche aus, und was diese Kirche glaubt, setzt und vorschreibt, müssen wir zur Aufrechthaltung der Kirche glauben und uns darnach richten.“ —

Subbarow zog also nach Polthutoor zurück. Kaum war er dort angelangt, als er von einem älteren Bruder, der von seinem Entschlusse, sich taufen zu lassen, gehört hatte, aufgefordert wurde, zu ihm zu kommen. Nach einigem Zögern folgte Subbbarow. Sein Bruder nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf. Er suchte ihn auf dem Wege der Milde von seinem Vorhaben abzubringen. Er stellte ihm die Schande vor, die er durch seinen Uebertritt auf die Familie und die ganze Brahminenkaste bringen würde. „Auch er selbst, setzte er hinzu, werde dieses nicht ertragen können, und durch seinen Abfall genöthigt werden, selbst Alles zu verlassen und als Pilgrim umherzuziehen. Ja er erklärte, daß er das ganze väterliche Gut ihm allein überlassen, unter ihm leben und bloß von seinem Edelmuth und seiner

Unterstützung abhangen wolle. Hierauf äußerte Subbarow, daß seine Beweggründe, ein Christ zu werden, keineswegs von einer Unzufriedenheit mit ihm oder mit seiner Familie herrührten, sondern bloß von seiner Sorge für seine Seelenwohlfahrt. Denn er wisse wohl, daß die Unehre seiner Familie und seines Geschlechtes Folge seines Entschlusses sein werde. Er werde ausgestoßen werden und seinen Antheil an dem Familiengute verlieren, aber dies achte er nicht; er wolle lieber jene vergänglichen Dinge, als die Wahrheit, die Seligkeit und die Ruhe seiner Seele verlieren, um derentwillen er alle Schätze der Erde aufzugeben bereit sei." Als Subbarow sah, daß er bei den Seinigen Nichts ausrichten, auch seine Frau nicht bewegen konnte, mit ihm zu gehen, so verabschiedete er sich und reis'te nach Polthutoor. Der römische Priester aber verschob seine Taufe von einem Tag auf den andern. Der Hindu stellte ihn einmal darüber zur Rede. „Warum", sagte er, „willigen Sie nicht in mein ernstliches Verlangen, und was für einen Argwohn haben Sie gegen mich? Ich gab Ihnen dadurch, daß ich meine Frau, meine Anverwandten und Alle, die mir theuer sind, verlassen habe, hinlängliche Beweise der Redlichkeit. Denken Sie noch, ich möchte wieder zum Heidenthum zurücktreten und das Christenthum verrathen, so lassen Sie mein Haar abscheeren, nehmen Sie hier mein Brahminenband. Sie wissen es recht wohl, welche Aufopferung dies ist, daß ich mich dadurch in den Augen der heidnischen Welt zum Abscheu mache." Nach diesem Bekenntnisse verweigerte ihm der römische Priester die Taufe nicht länger. Der Täufling legte in derselben seinen heidnischen Namen ab und nahm den Namen Ananda Rayer an. Da er ein anstelliger Mensch war, so wurde ihm kurz nachher das Amt eines Katecheten in Polthutoor übertragen.

Je mehr Ananda Rayer in der Erkenntniß der

römischen Lehre wuchs, desto unruhiger fühlte er sich in seinem Gemüthe. Er fühlte, daß ihm doch noch etwas fehle, um selig zu sein. In seiner Bekümmerniß hörte er von den Missionaren in Trankebar und ihrer Arbeit. Sogleich faßte er den Entschluß, sich an Ort und Stelle selbst nach der von ihnen verkündigten Lehre zu erkundigen. Wie diese Reise das Mittel wurde, den Hindu aus den Irrthümern der römischen Lehre zu führen, hat John selbst näher erzählt. „Er fand mich", berichtet der Missionar, „in dem Missionsgarten und ließ mir durch andere Personen sagen, er verlange mit mir zu reden. Damals hatte ich eben mit Kohlhoff Geschäfte zu besorgen; und da ich hörte, er wäre ein getaufter Brahmine der römischen Kirche, (wobei mir einige wenig aufmunternde Beispiele von ähnlichen Fällen ins Gemüth kamen,) so fühlte ich mich nicht geneigt, meine Unterredung mit einem theuren Bruder zu unterbrechen, deren Gegenstände ich für wichtiger hielt, besonders da mir dabei gesagt wurde, er könne sich nicht wohl im Tamulischen, sondern nur im Telungischen ausdrücken. Doch hatte Kohlhoff hierauf eine Unterredung mit ihm, wodurch er veranlaßt wurde, darauf anzutragen, auch ich möchte mit ihm reden und ihn nicht ungehört gehen lassen, sondern seine Beweggründe näher prüfen. Dieses geschah denn auch in Gegenwart eines gelehrten und ehrlichen heidnischen Brahminen, welcher das Telungische und Tamulische vollkommen gut spricht und mir das erklären konnte, was jener im Tamulischen nicht deutlich genug auszudrücken vermochte. Ich verlangte von ihm einen kurzen Abriß seines Lebens und eine Anzeige der Ursachen, die ihn vermocht hätten, das Christenthum anzunehmen und sich taufen zu lassen, worauf er mir denn das Ebengemeldete erzählte. Dieses bewog mich, mit ihm täglich eine Unterredung über die Lehrsätze und Ausübung des christlichen Glaubens zu halten. Er

nahm meinen Unterricht mit großer Bereitwilligkeit und Aufmerksamkeit an und sprach von dem Allen zu Brahminen und zu anderen Heiden, so oft er mit ihnen zusammentraf. Viele verwunderten sich darüber, und Andere schienen mit der Umänderung seines Glaubens unzufrieden zu sein. Fünf von der letzteren Gattung, die er einst anredete, fragten ihn: Sind Sie der Brahmine, der sein Geschlecht aufgegeben hat und ein Christ geworden ist? Er antwortete: Ja, und ich schäme mich deshalb nicht, sondern fühle mich sehr glücklich. Die Gegenrede wurde mit Hitze geführt und alle fünf fielen auf ihn zu, schmäheten und schlugen ihn auf eine grausame Weise, daß er davon auf seinem Kopf schmerzliche Wunden bekam, woran er viele Tage litt. Ich sagte ihm, daß er deshalb Klage vor einem Gerichtshofe führen und Genugthuung suchen könne. Allein dies war seiner Absicht gar nicht gemäß, besonders da ich ihm auch von aller Selbstrache abrieth und ermahnte, Christo auch in dieser Vorkommenheit mit Demuth, Sanftmuth und Geduld zu folgen. Zugleich rieth ich ihm, in's Künftige vorsichtiger zu sein und sich nicht solchen Leuten aufzudringen, bei denen er wahrnähme, daß sie abgeneigt seien zu hören, und noch weniger solle er sich mit ihnen in einen hitzigen Streit einlassen, indem er sich dadurch ohne Noth übeln Folgen aussetzen werde. Diesen Rath nahm er auch willig an und versprach, sich darnach künftig zu richten. Er wandte übrigens alle seine Zeit dazu an, die tamulische Sprache zu lernen, das neue Testament und andere christliche Lehrschriften bei dem Unterrichte, den ich und andere Katecheten ihm mündlich gaben, zu lesen. Auch fand er sich immer zu dem Abendgebete mit einigen Malabaren in meinem Hause ein. Er bezeigte ein sehnliches Verlangen, das heilige Abendmahl zu empfangen, und wurde von C ä m m e r e r unter die Präparanden aufgenommen: worauf er feierlich geprüft und als ein Mitglied

der Kirche vor der Gemeinde aufgenommen wurde. Er gab seine Antworten und Versprechungen mit großer Andacht und Freimüthigkeit, worauf er denn nach einigen Tagen zu dem Abendmahl des Herrn gelassen wurde, welches ihm zum großen Trost und Segen gereichte."

Es war Ananda Rayer's Wunsch, für die Verbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten thätig sein zu können. Da die Missionarien in Vizigapatnam gerade damals einen gelehrten Eingeborenen suchten, um ihnen bei der Bibelübersetzung in die Telingasprache behülflich zu sein; so trat Ananda Rayer auf John's Empfehlung in ihren Dienst; unter der Aufsicht des Missionars Desgranges übersetzte er die heilige Schrift, von der in kurzer Zeit die vier Evangelien und die Apostelgeschichte fertig wurden.*)

---

*) Cl. Buchanan Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in Asien. S. 77. Ueber die Sprachverhältnisse Ostindiens und die Bibelübersetzungen für die Hindu giebt Buchanan im J. 1811 folgende Nachrichten. „In den der brittischen Regierung unterworfenen Ländern werden unter den Hindu fünf Hauptsprachen gesprochen, nämlich die Hindustanische, die durch ganz Hindostan gebräuchlich ist, und die vier Sprachen der vier großen Provinzen, nämlich die Bengalische in der Provinz Bengalen, die Telingasprache in den nördlichen Sircars, die Tamulische auf Coromandel und in Carnatic und die Malayalim- oder malabarische Sprache auf der Küste Malabar und Travancore.

Unter diesen fünf Sprachen ist die heilige Schrift in zwei derselben bereits übersetzt, nämlich in die tamulische von den dänischen Missionaren im verflossenen Jahrhundert, und in die bengalische von den Baptisten-Missionen aus England. In die noch übrigen 3 Sprachen wird gegenwärtig die Bibel übersetzt, nämlich in die Hindostanische von dem Prediger Heinrich Martyn, Kapellan in Bengalen; in die Malabarische von Mar Dionysius, Bischof der syrischen Christen in Travancore, und in die Telinga-

John schließt seinen Bericht über Ananda Rayer: „Was Jesus Christus von seinen Nachfolgern forderte, das hat dieser Mann wörtlich gethan; er verließ Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, Häuser und Aecker um des Evangeliums willen."

Wir kehren zu John zurück. Die Streitigkeiten mit dem dänischen Gouvernement in Trankebar dauerten mehrere Jahre fort, so daß John in seinem Alter sich entschloß, nach Kopenhagen zu reisen. Er wollte theils den nöthigen Schutz für die Mission suchen, theils auch für eine Vermehrung der Arbeiter das Missionskollegium geneigt machen. Ueberdies hoffte er, diese Reise werde seiner angegriffenen Gesundheit wohlthätig sein. Allein sein Entschluß kam nicht zur Ausführung. Von Madras, wo er sich einschiffen wollte, mußte er nach Trankebar zurückkehren. Leiblich schwach, innerlich bekümmert über so manche Mißverhältnisse, kam er dort an.

Als am 13. Februar 1808 Trankebar von den Engländern eingenommen wurde, war eine Verbindung der Missionare mit Dänemark unmöglich. Die Mission wurde zwar von der englischen Regierung unterstützt, allein sie fristete ihr Leben nur kümmerlich. Gerade in dieser Zeit hätte John seine volle Mannskraft gebrauchen können; allein er konnte nur wenig arbeiten. Zu anderem Leid kam noch ein Augenübel, das ihn in Gefahr gänzlicher Erblindung brachte. Den größten Theil der Missionsarbeit mußte er seinen Kollegen überlassen.

In dieser Trübsalszeit verlor John seine Schulen nicht aus dem Auge. Ja, fünf bis sechs Jahre vor seinem

sprache von Ananda Rayer, einem Telinga-Brahminen und geborenen Mahratten, unter der Aufsicht des Aug. Desgranges zu Vizigapatam, einem zur Londoner Missionsgesellschaft gehörigen Missionar."

Tode entwarf er noch einen Plan zur Errichtung von Freischulen für die Eingebornen, den er zum Theil noch ausgeführt sehen durfte. Die englische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, die wir schon früher als eine thätige Beförderin des trankebar'schen Missionswerkes kennen gelernt haben, hatte an 5000 tamulische Neue Testamente und andere Bücher für die Mission drucken lassen. John fand indessen bald, daß viele Eingebornen, welche diese Bücher verlangten, sie nicht lesen konnten. Um dem Mangel abzuhelfen, errichtete er unter Mitwirkung namentlich einiger Freunde aus England Lese- und Schreibschulen, in denen die Kinder Englisch und Tamulisch lernten. Den Plan und Zweck dieser Schulen legte er in einer Schrift, betitelt: Remarks on Indian Civilization, nieder, aus welcher ich hier einen kurzen Auszug mittheile.*)

„Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung des Plans, Freischulen in Ostindien zu stiften, war der Mangel geschickter und hinlänglich geübter Schullehrer und Schulaufseher. Es fand aber dieser Plan auch vielen Widerspruch in Schriften, die in Ostindien in englischer Sprache bekannt gemacht wurden, worin man die Ausführbarkeit desselben leugnete und sogar behauptete, daß dergleichen Schulanstalten, wenn sie wirklich zu Stande kommen sollten, von sehr gefährlichen Folgen sein würden und daher von der Regierung nicht gestattet werden müßten. Dennoch fehlte es auch, bei allen diesen Widersprüchen nicht an Aufmunterungen, die mir Muth machten, wenigstens einen Versuch zu wagen und den Erfolg desselben der göttlichen Vorsehung vertrau-

*) Dieser Auszug, in deutscher Sprache von John selbst verfaßt, findet sich in den Neueren Halleschen Missionsberichten B. VI. S. 493 ff. Vgl. auch den Aufsatz von B. Schmid: Aus der Bildungsgeschichte der Indier durch Protestanten, Baseler Magazin 1844. H. 2. S. 123 ff.

ensvoll zu überlassen. Ich entwarf daher einen Plan, um zu zeigen, daß die Ausführung nicht so unmöglich und gefährlich wäre, wie man sich eingebildet und durch Vorurtheil angenommen hatte.

Diesen Plan theilte ich zuerst, (ungefähr 1809) meinen Brüdern hier und im Königreich Tanjour mit, und sodann auch mehreren bedeutenden Staats- und Kriegsmännern, welche mit mir in Absicht eines so erwünschten Gegenstandes gleicher Meinung waren. Sie Alle billigten ihn, und hielten ihn nur für höchst schwierig wegen des Mangels wohlbegabter Schullehrer, und weil es an der nöthigen äußeren Unterstützung fehle. Die häufigen Sammlungen für Arme, Wittwen und Waisen und die jetzt sehr dringenden Bewegungsgründe zur Sparsamkeit schienen der Sache keinen glücklichen Fortgang zu versprechen. Auch glaubte man, daß der politische Zustand des Landes bei den gegenwärtigen Verhältnissen rathsam mache, eine günstigere Zeit abzuwarten. Ich fühlte alle diese Schwierigkeiten, aber sie schreckten mich nicht gänzlich ab. Weit entfernt, mit prahlerischen Entwürfen und Verheißungen eines außerordentlichen Fortgangs täuschen zu wollen, machte ich im Stillen einen kleinen Anfang mit einigen Kindern, welche um Aufnahme flehten, und doch in die Waisenschule in der Stadt nicht aufgenommen werden konnten. Ich eröffnete daher eine Schule auf dem nächsten Dorfe, in welcher etwa zehn protestantische Kinder von geringem Stande unterrichtet wurden, und erweiterte sie allmählig auch zum Nutzen der römisch-katholischen Christen, und selbst der Heiden, deren Anzahl bald auf achtzig wuchs, und die von einem geschickten Schulmeister und zwei Unterlehrern im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Da ich den schleunigen Fortgang und Anwachs der Bitten von mehreren armen Eltern aller Stände wahrnahm, so errichtete ich in Bethlehem eine

andere Schule von Suttirer-Kindern, welche bald bis auf fünfzig zunahm. Hierauf erbot sich ein anständiger und gutgesinnter Heide, eine Schule nach meinen Einrichtungen zu halten und die Kinder nach unseren gedruckten Büchern lesen zu lehren. Ich nahm sein Erbieten an, und die Schule ward bald von sechszig Kindern besucht. Es wurde dabei auch ein christlicher Unterlehrer angestellt, um die christlichen Kinder in den Grundsätzen des christlichen Glaubens zu unterweisen. In dem tanjour'schen Lande, jenseit der Districte von Trankebar, hatten wir bisher wenige Schulen gehabt, in welchen die Kinder aus den geringeren Ständen durch Katechisiren und Auswendiglernen der bei uns gewöhnlichen Gebete und biblischen Sprüche *unterrichtet* wurden. Ich that daher zu diesen noch fünf neue hinzu und führte darin das Lesen, Schreiben und Rechnen ein. Auch römisch-katholische und Heidenkinder wurden mit zugelassen. Da ich auch nicht mehr alle die Kinder annehmen konnte, welche sich in mein Haus aufgenommen zu werden meldeten, um Englisch, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, wie ich ehedem gethan hatte, so errichtete ich eine neue Schule nahe an dem trankebarschen Missionsgarten, und eine andere in der Stadt, von protestantischen Christen-, römisch-katholischen und Heidenkindern der höheren Stände.

Die brahminischen Eltern sowohl, als auch Andere, hielten es für eine Wohlthat, ihre Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet zu sehen. Den Ersteren war es besonders sehr erwünscht, daß sie hier nicht allein Englisch, sondern auch Tamulisch lernten. Denn auch darin waren sie bisher so schlecht unterrichtet worden, daß kaum Einer von ihnen seine eigene Handschrift fertig lesen konnte, und selten ein eingeborener Schulmeister oder Kanakappel oder Rechnungsführer zu finden war, der im Stande gewesen wäre, auch nur eine Bekanntmachung der Regierung gehörig

zu lesen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die eingebornen Schulmeister sich zu verbergen; und als einstmal einer von den Kanakappeln, welche im Rechnen sehr geübt sind, ein Papier auf der öffentlichen Straße vorlas, so rief einer von unseren Paria-Trommelschlägern den Umstehenden laut zu, daß ein Knabe in unserer dritten Schulklasse besser lesen würde, als er. So übergab auch einst einer unserer malabarischen Katecheten geringen Standes ein zierlich geschriebenes Papier an einen großen Polygarren,*) welches weder dieser, noch irgend Einer von denen, die um ihn waren, nur einigermaßen fertig lesen konnte, daher der Katechet gebeten werden mußte, es ihm vorzulesen.

Um aber allen Verdacht zu vermeiden, als sollte den heidnischen Malabaren die christliche Religion aufgedrungen werden, machte ich allen Schulmeistern und Eltern bekannt, daß die Absicht meiner Schulen zunächst dahin gehe, ihre Kinder auf einem leichteren und kürzeren Wege, und nach gedruckten Büchern Lesen und Schreiben zu lehren; und daß diese Art der Erziehung und Unterweisung ihre Kinder geschickt machen werde, weiser, klüger, fleißiger und thätiger zu werden. Sie werde ihnen auch einen guten Unterricht verschaffen, und sie in den Stand setzen, ihre armen Eltern und Verwandten zu unterstützen, Gott zu fürchten, die Obrigkeit zu ehren und gute Unterthanen zu werden, die allen ihren Oberen, welche die göttliche Vorsehung ihnen vorgesetzt habe, gehorsam wären. Kurz, Jeder könne hier lernen, was seine Pflicht erfordere, in höheren oder nied-

*) Polygarren (Paliakarer) sind die Nachkommen der Generale indischer Könige des südlichen Indiens, welche sich nach der Zerstörung dieser Königreiche durch die Muhamedaner in den entfernteren Provinzen unabhängig gemacht und Ländereien an sich gerissen hatten, erst wie die Raubritter des Mittelalters lebten und jetzt erbliche Landedelleute sind.

rigeren Lebensumständen. Durch diese Bücher, sagte man ihnen ferner, würden sie unterrichtet und ermuntert, ihren Schöpfer und himmlischen Vater, so wie auch ihren Nächsten aufrichtig zu lieben; in welchen beiden großen Geboten Alles enthalten sei, was dazu dienen könne, alle Völker weise, gut und glücklich zu machen, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben. So würden sie dann lernen, was sie trösten und beruhigen könne bei ihren Arbeiten, was ihren Kummer erleichtern, was sie geduldig und hoffnungsvoll in Krankentagen machen, und sie unterstützen werde in jenem furchtbaren Zeitpunkte, wo sie den großen Wechsel erfahren, diese Welt mit Allem, was sie besitzen, verlassen und zu einem ewigen Leben eingehen zu müssen, wo Jeder für sein voriges Betragen Rechenschaft geben und belohnt oder bestraft werden solle. Wir erklärten ihnen geradehin, daß unser christlicher Glaube ein viel zu kostbarer Schatz wäre, als daß man denselben ihnen aufdringen sollte; noch viel weniger würden wir darauf denken, einen Versuch zu machen, sie durch Geschenke von irgend einer Art anzulocken, uns die Gefälligkeit zu erweisen, sich taufen zu lassen. Vielmehr könnten sie versichert sein, daß jeder unsere Schulen besuchende Heide bei der Freiheit bleiben solle, nach der Ueberzeugung von seinem eigenen Glauben in den bisher von ihm beobachteten Ceremonien und Ortsgebräuchen fort zu leben. Wenn aber irgend einer von ihnen wünschen sollte, ein Christ zu werden, so werde er nicht eher in die Christengemeinde aufgenommen werden, als bis man einen dreijährigen Versuch mit ihm gemacht habe, während welches er die Grundsätze, Vortheile und hohe Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens nicht nur kennen gelernt habe, sondern auch das Erlernte und Erkannte ausgeübt und einen sichtbaren Fortgang in allem Guten gemacht haben müsse. Als Jünger Jesu Christi könnten sie dann kommen und bitten,

getauft zu werden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wenn sie in ihrem Herzen lebendig überzeugt wären, daß es eine große Glückseligkeit ist, ein wahrer Christ zu werden, und nicht nur einer durch das äußere Bekenntniß Christi zu sein, wie leider Tausende unter den Europäern und Eingebornen es wären, deren Viele ärger und elender würden, als die Heiden durch eine den Vorschriften des Christenthums entgegenstehende Sinnesart und Handlungsweise. Nachdem ich diese offene Erklärung gegeben hatte, waren alle Besorgnisse und Vorurtheile in Absicht meiner Schulen bei den heidnischen Einwohnern beseitigt.

Den Plan, welchen ich vor der Eröffnung der Schulen entworfen hatte, machte ich nicht sogleich in seinem ganzen Umfange bekannt; denn ich hielt es für besser, das Publikum eher von dem, was ich gethan hätte, als von dem, was ich thun wolle, zu unterrichten. Ich fand bei der Ausführung nicht so viel Schwierigkeiten, als ich selbst vorher erwartet hatte. Anstatt des übeln Eindrucks, welchen ich, für die erste Zeit wenigstens, besorgte, erhielten meine Schuleinrichtungen und die von mir eingeführten Bücher eine fast allgemeine Billigung, so daß viele Oberhäupter einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und noch mehr Schulmeister, als ich wünschen konnte, mich schriftlich und mündlich ersuchten, Freischulen bei ihnen einzurichten. Sie sahen bald in dem Beispiele eines heidnischen Schulmeisters und eines andern christlichen Schullehrers, wie freundlich ich sie und ihre Kinder behandelte. Ich ließ ihnen ihre Gesänge, wenn sie von sittlichen Gegenständen handelten und unserm christlichen Glauben nicht widersprachen. Ich gab ihnen die Freiheit, zu ihren Festen und Feierlichkeiten zu gehen. Ich nahm nur solche Kinder an, deren Eltern zu mir kamen und mich baten, ihnen die Zulassung zu

unserm Unterrichte als eine Wohlthat zu bewilligen. Unter diesen befanden sich auch verschiedene Brahminen. Ich erlaubte ihnen, die weisen Sprüche der indischen Sittenlehrer zu lesen. .... Ich untersagte nur in den Schulen das vormals üblich gewesene bloße Auswendiglernen und das tausendmalige Wiederholen des Erlernten, ohne daß es die Kinder oder selbst der Lehrer verstanden. Meine Ordnung ist, daß im gemeinen Tamulischen deutlich erklärt werden soll. Diese Sittensprüche werden auch in unserer Missionsschule erlernt, um zu zeigen, daß wir nicht Alles ohne Unterschied verwerfen, was von der alten indischen Gelehrsamkeit schriftlich aufbehalten ist, sondern daß wir die guten Körner von der Spreu zu scheiden suchen. Unser Psalter, die Sprüche Salomo's und Jesus Sirach's werden so höchlich genehmigt und bewundert, daß viele auserlesene Psalmen und andere Hauptstellen aus jenen Schriften ohne Einwendungen und zur Zufriedenheit vieler heidnischen Eltern von ihren Kindern auswendig gelernt werden. Auch den römisch-katholischen Eltern und Kindern ist die in unseren Schulen gelesene und erlernte Geschichte des Leidens Christi sehr angenehm." — John begann diese Schulen im Jahre 1810. Unermüdlich thätig war er für dieselben; große Summen von seinem eigenen Vermögen verwandte er zu ihrem Besten. Nach nicht gar langer Zeit war ihre Zahl auf zwanzig gestiegen, in denen 400 Kinder Tamulisch und mehr als 150 Tamulisch und Englisch lesen lernten. Im Jahre 1814, ein Jahr nach dem Tode ihres Gründers, zählte man sechs englisch-tamulische und zwanzig tamulische Schulen, welche von 612 Kindern aus vornehmeren Kasten und von 251 Pariakindern, also im Ganzen von 863 Schülern, besucht wurden. Die Zahl der seit dem Beginn der Schulen unterrichteten Kinder betrug im Ganzen 1452. Ein großer Segen ist von diesen Schulen über Indien ausgegossen wor-

den; obgleich sie nicht ausschließlich dem Reiche Gottes dienen wollten, so haben doch manche Heidenkinder hier zuerst Eindrücke empfangen, durch welche sie für das Evangelium empfänglich wurden.

Es war die letzte Freude, welche John an dem gesegneten Fortgange der Freischulen hatte. Ein Schlagfluß endete plötzlich am 1. September 1813 sein Leben.

Der Missionar Aug. F. Cämmerer, der nach des Freundes Tode die Leitung dieser Schulen übernahm, schreibt in einem Briefe vom 2. Februar 1814 über ihn und seine letzten Tage: „Das Andenken an diesen meinen treuen Amtsbruder, mit dem ich 23 Jahre lang in inniger Liebe und herzlicher Verbindung gearbeitet habe, kostet mir noch im Stillen manche Thränen; indem nicht nur ich an ihm den einzigen und besten Freund, den ich je in Indien gefunden, verloren habe, sondern auch die Mission selbst den empfindlichsten Verlust erlitten hat. Er war ein Mann von einem rechtschaffenen Herzen, von ausgebreiteten Kenntnissen und Erfahrungen, und von rastloser Thätigkeit, in und außer der Mission Gutes zu stiften, und Tausende, theils Verstorbene, theils noch Lebende, haben ihm ihr Seelenheil und ihre zeitliche Wohlfahrt zu verdanken. Und dieser Mann mußte uns verlassen, zu einer Zeit, wo die Arbeiter in des Herrn Ernte so wenig sind, und diese wenigen alt und schwach werden! — Seine letzteren Jahre waren leider mit vielen Leiden und Beschwerden verbunden; und er litt manchen inneren Kummer, der auch auf seine Gesundheit den schädlichsten Einfluß hatte. Die im Jahre 1806 entstandenen Unruhen in unserer Gemeinde, woran die hiesigen Rechtsgelehrten Antheil nahmen, die, mißgeleitet und oft bedauert, nun wieder Freunde der Mission sind, und besonders der Tod seines unglücklichen Sohnes, drückten seinen Geist sehr darnieder, verschiedene Krankheiten schwächten seinen Körper,

welches ein heftiges Zittern in seinen Händen zur Folge hatte, das ihn hinderte, mehrere kirchliche Amtsgeschäfte zu verrichten, die dann in den dänischen, portugiesischen und malabarischen Gemeinden auf mich allein zurückfielen. Beschwerliche Brustbeklemmungen, Schwäche der Augen und endlich völlige Blindheit machten ihn fast ganz zum Emeritus, daß er höchstens einmal des Monats sich auf die Kanzel führen ließ und der Gemeine predigte. Er sehnte sich demnach sehr nach seiner Auflösung, sprach täglich von seinem Tode und flehte zu Gott, ihn nur nicht lange leiden zu lassen. Seine Gebete wurden auch erhört. Er befand sich wohl bis Nachmittag, da er unerwartet an einem Schlagfluß verstarb. —

Wer wollte ihm auch nicht die Ruhe seines Herrn gönnen, in dessen Diensten er seine Tage ganz verlebte? Nur ich kann nicht anders, als ihm Thränen des Danks und der Liebe nachweinen, der so ganz für mich, so wie ich für ihn, lebte!"

John ist einer der letzten trankebarschen Missionare, welche in großer Treue mit dem ihnen verliehenen Pfunde gewuchert haben. Nach ihm gerieth die Mission immer mehr in Verfall, aus dem sie bis jetzt nicht wieder erstanden ist. „Die Mission in Trankebar", schreibt Cämmerer, „die Mutter aller anderen Missionen, sinkt nun hernieder, um eine kleine Anstalt für einen einzelnen Ort zu werden."

Herr, wie viele Völker hörten
Einst und sah'n in Dir ihr Heil;
Und wo Deine Jünger lehrten,
Kamen Tausende in Eil'.
Aber sie sind umgekehret
Von dem Licht zur Finsterniß;
Und der Wolf hat sie verheeret,
Der in ihre Heerden riß.

Ach, wie viele edle Seelen
Zeugten einst mit ihrem Blut;

Denn die Himmlisches erwählen,
Scheuen nicht der Feinde Wuth.
Doch die reich getränkten Auen
Sind in Wildniß umgewandt;
Und verödet ist zu schauen,
Was in schönster Blüthe stand.

Nur noch kleine Häuflein wallen
Düster hin in grausem Druck.
All' ihr Edles ist verfallen,
Und dahin ihr Christenschmuck.
Waren einst sie hehr verschwistert
Mit der heil'gen Engel Chor,
Ist ihr Geist nun ganz umdüstert
Und umhüllt mit dichtem Flor.

Herr, wie lange soll das währen?
Kehrest Du dort nicht mehr ein?
Willst ihr Stöhnen Du nicht hören?
Achten nicht auf unser Schrei'n?
Währt doch ewig Deine Treue; —
Sind wir untreu, wankt sie nicht, —
Nun, so wende doch auf's Neue
Dorthin, Herr, Dein Angesicht!

Ja, Du wirst noch Treue halten,
Wann hereinbricht Deine Zeit;
Denn Dein Herz kann nicht erkalten,
Das nur kennt Barmherzigkeit.
Endlich wird, was längst verheeret,
Deine Rechte machen neu;
Endlich ist's Dein Arm, der wehret
Aller Satanstyrannei.

Darum wollen fest wir stehen,
Und im Kampf ermatten nicht,
Unsre Boten lassen gehen,
Anzuzünden dort Dein Licht.
Ach, Herr, stehe Du bei ihnen;
Sei ihr Trost und ihre Kraft.
Hilf, der Du zum Heil erschienen,
Daß ihr Wort viel Früchte schafft.

III.

Joseph Daniel Jänicke,

evangelischer Missionar in Tanjour.

> Mein Mund soll verkündigen deine Gerechtigkeit, täglich dein Heil, die ich nicht alle zählen kann. Ich gehe einher in der Kraft des Herrn Herrn, ich preise deine Gerechtigkeit allein. Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret, darum verkündige ich deine Wunder.
>
> Psalm 71, 15—17.

In dem Leben des Missionars Schwartz haben wir bereits Etwas von dem Manne erfahren,*) welchem wir hier eine ausführlichere biographische Darstellung widmen. Joseph Daniel Jänicke hat zwar nur kurze Zeit auf dem Missionsfelde Hindostans gestanden, aber er ist einer der treuen Streiter gewesen, die ihr Leben freudig in den Kriegen des Herrn dahingegeben haben. Er ist einer von den Arbeitern, die, nachdem Andere Bahn gebrochen, auf derselben ihren stillen Gang weitergehen, oft ohne auffallenden, sichtbaren Erfolg, aber dennoch Spuren gesegneter Wirksamkeit zurücklassend. Ein Mann, erfüllt vom lebendigen Glauben, durchdrungen von der Liebe Christi, begeistert für seinen heiligen Beruf und nur ihm lebend, steht Jänicke in einer Zeit, in welcher solche Diener des Herrn selten waren, als ein auserwähltes Werkzeug zur Errettung armer

---

*) Vgl. Band II. H. 3. 4. S. 157.

Heidenseelen. Solche Männer sind's immer werth, daß ihrer unter denen gedacht werde, die wie sie zu gleichem Kampfe berufen sind.

Das elterliche Haus Jos. Daniel Jänicke's stand in der Wilhelmsstraße zu Berlin. Er wurde da am 27. Juli 1759 geboren, und wie er dankbar bezeugt, „am 29. desselben Monats wurde ich durch die heilige Taufe in die Gesellschaft der Christen aufgenommen, wo ich von dem dreieinigen Gott die Verheißung bekam, daß er auf ewig mein Gott sein und auch mir immer wohlthun wolle; wo ich ein Recht auf Christum, meinen Erlöser, und auf sein ganzes Verdienst erhielt, und desselben auch theilhaftig gemacht wurde, wo ich also ein Kind Gottes, meines versöhnten Vaters, mit der Verheißung geworden bin, daß ich auch sein Erbe und ein Miterbe Jesu Christi werden sollte."

Seine Voreltern waren ehedem im Böhmenlande ansässig gewesen. Sie standen in den Reihen jener standhaften Zeugen, die trotz schwerer Verfolgung und harten Druckes ihrem evangelischen Bekenntnisse treu geblieben sind, und lieber Vaterland und Freundschaft verlassen, als ihren Herrn und Heiland verläugnen wollten. Dem Leinen- und Damastweber zu Teschen, Jacob Jänicke, dem Vater des künftigen Missionars, war ein älterer Bruder, Paul, nach Berlin vorausgezogen. Einige Male besuchte er seine Verwandten im Böhmenlande, um sie zur Uebersiedelung nach Preußen zu bewegen. So kam es, daß auch Jacob Jänicke seine Heimath verließ, um im Lande Friedrich Wilhelm des Ersten seinem Heilande ungestörter dienen zu können. Die Eltern der Mutter stammten ebenfalls aus Böhmen. Sie hatten um des Evangeliums willen alle ihre Güter verlassen und sich nach Sachsen begeben. Als aber Friedrich Wilhelm I. die böhmischen Exulanten in seine Lande aufzunehmen versprach, kam Jänicke's

Mutter mit ihren Eltern, nachdem sie große Mühseligkeiten und Prüfungen ausgestanden hatte, nach Berlin.

Die Eltern waren fromme Leute. Sie dienten dem Heilande mit einfältigen Herzen. Sie fühlten sich, obgleich sie arm waren, glücklich im Dienste des reichsten Herrn. Daher suchten sie ihrer Kinder Glück nicht bei und in der Welt. Unser Jänicke hat es später, als längst der Grabhügel die irdischen Hüllen seiner Eltern deckte, ihnen Dank gewußt, daß sie ihn von früher Jugend auf dem Heilande zuzuführen beflissen waren. „Wie soll ich", ruft er aus, „dem Herrn verdanken alle die Gnade und Barmherzigkeit, die er an meinen Eltern bewiesen hat! Er nahm ihnen das Joch der Knechtschaft ab und versetzte sie *in ein* Land, wo sie ihm dienen konnten ohne Furcht *ihr* Lebelang, *in* Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. Er bedachte dadurch auch mein Glück, noch ehe ich da war, und wollte nicht, daß ich im Papstthum geboren werden sollte. Er gab mir diese vortrefflichen frommen Eltern. Ihm sei ewig Dank dafür!" —

Namentlich war es die treffliche Mutter, die in unermüdeter Treue über ihre sieben Kinder wachte und die ersten Ausbrüche der Sünde im Keime zu ersticken suchte. „Oft hat sie uns mit Thränen ermahnt," sagt Jänicke, „und ob sie gleich den ganzen Tag über viele Geschäfte hatte, so war es ihr doch ein größeres Vergnügen, wenn Alles schon ruhete, täglich oft bis 2 Uhr in der Nacht für uns zu wachen, zu arbeiten und zu beten, als der auch ihr so nöthigen Ruhe zu genießen." Die Ermahnungen der Mutter schlugen bei unserem Jänicke oft nicht an. Eine Zeitlang machten sie wohl Eindruck auf sein Gemüth, „daß ich mich meines Leichtsinns und Ungehorsams, meiner Untreue und Widerspenstigkeit schämte und sie bereute, allein ich wurde bald wieder vom Leichtsinn hingerissen." Seine Confirmation

hinterließ in dem Herzen des Knaben gesegnete Eindrücke. Er faßte den ernsten Vorsatz, „künftig ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Ich gestand es meiner frommen Mutter, und sie hielt mir meine öfteren Versprechungen mit mütterlicher Zärtlichkeit vor, versicherte mich von ihrer mütterlichen Liebe und Sorgfalt für mein ewiges Wohl und ermunterte mich zum Gebete. Vergaß ich mich nachher wieder, so erinnerte sie mich an meine Vorsätze und warnte mich sonderlich vor Heuchelei."

Dem Vater fiel's sauer, durch seiner Hände Arbeit eine so zahlreiche Familie zu ernähren. Er wünschte deshalb, daß sein Sohn ihn unterstütze und das Weberhandwerk lerne. Jänicke war damit zufrieden, obgleich seine Neigung auf einen anderen Beruf ging. Allein es wollte doch mit der Weberei nicht so recht voran. Rechnen und Schreiben waren seine Lieblingsbeschäftigungen, und darüber erwachte in ihm die Lust, ein Schullehrer zu werden. Es war ihm damit Ernst. Im Jahre 1775 theilte er seinem ältesten Bruder, der damals in Leipzig studirte, seines Herzens Wunsch mit. Unbeschreiblich groß war seine Freude, als er im folgenden Jahre die Nachricht erhielt, daß im sächsischen Voigtlande für ihn eine Stelle als Schulgehülfe offen sei. „Ich freute mich ausnehmend, dem Ziele meiner Wünsche entgegengehen zu können." Aber seine Eltern theilten nicht die Freude des Sohnes. Die Mutter sah sein Beginnen mit großer Besorgniß an. Mit schwerem Herzen nur gab sie seinen anhaltenden Bitten nach. Die Anstalten zur Reise werden gemacht, aber siehe, mitten in den Zurüstungen trifft von dem Bruder in Leipzig ein Brief ein, welcher die Annahme jener Stelle widerräth. Eine vortheilhaftere Stelle biete sich in Dresden dar als Lehrer an der dortigen böhmischen Gemeinde.

Jänicke's Eltern waren über diese Wendung sehr

erfreut. In Dresden wohnte der alte Lehrer der Mutter, Pastor **Petermann**, dessen Aufsicht sie gern den Sohn anvertrauete. Am 13. Juli 1776 traf der Jüngling in Dresden ein. Er hatte bisher nicht daran gezweifelt, daß er ein guter Schullehrer werden würde. Aber als er nun sein Amt antreten sollte, da entfiel ihm schier aller Muth. „Meiner sehr mittelmäßigen Kenntnisse", schreibt er später, „war ich mir bewußt und kannte schon die Wichtigkeit des Schulamtes einigermaßen. Dies machte mich sehr niedergeschlagen, dazu kam das sogenannte Heimweh, welches mir sehr heilsam war, denn es brachte mich auf mein Herz zurück. Ich wurde immer niedergeschlagener und gerührter, denn es drangen sich mir gleichsam die Vorstellungen von der zärtlichen Liebe meiner Eltern mit den vielfachen Beweisen derselben auf. Ich fühlte die Zärtlichkeit meiner theueren Mutter mehr als jemals, und betrübte mich, daß ich sie oft verkannt hatte. Ich sah sie jetzt gleichsam vor mir stehen, sah ihre unermüdete Sorgfalt für mein Wohl, sah, wie sie deswegen so manches Vergnügen und auch die nächtliche Ruhe aufopferte, hörte gleichsam ihre liebevollen, mütterlichen Ermahnungen und Warnungen; sah den kummervollen Blick, wenn sie glaubte, sie hätte vergeblich ermahnt, sah die Thränen in ihren Augen, wenn sie betrübt ihre Seufzer auch für mich zu Gott schickte, und fühlte dagegen meine oftmaligen Vergehungen gegen sie; fühlte, daß auch ich die Ursache ihres Kummers war und saß vom tiefsten Schmerz gebeugt halb betäubt da und eilte endlich mit einem Strom von Thränen in meine Stube, warf mich hier auf meine Kniee, ließ den Thränen ihren Lauf, wollte beten und konnte kein Wort sprechen. Nach einer ziemlich langen Weile konnte ich mich erst vor dem Herrn, meinem Gott, anklagen und um Vergebung aller meiner Sünden bitten. Ich stellte ihm auch meine Untüchtigkeit zum Schulamte vor, bat ihn

um seine Kraft und Gnade dazu und stand etwas getröstet wieder auf."

Am 15. Juli begann Jänicke seine Schularbeit mit sieben Kindern. Sein Amt wurde ihm manchmal gar schwer, aber er fand an dem Pastor Petermann einen helfenden Freund. Der leitete den unerfahrenen Jüngling auf's Beste; er suchte ihn noch weiter auszubilden und ertheilte ihm besonderen Unterricht. Vor Allem aber war es Petermann's Sorge, den jungen Lehrer in die Arme des Heilandes zu führen, bei dem man die beste Pädagogik lernen kann. Er ermahnte ihn zur Liebe gegen den, der ihn zuerst geliebt bis in den Tod. „Daß ich es mit einem Worte sage," schreibt Jänicke von Petermann, „er war mir ganz Vater."

Petermann's Predigten waren an dem Herzen des Jünglings gesegnet. Sie deckten ihm, wie nie zuvor, seines Herzens Zustand auf. Sie führten ihn aber auch zu dem Heilande der Sünder. „Eben dieser Predigten bediente sich der Geist Gottes als Mittel, an meinem Herzen zu arbeiten. Ich wurde auf die Quelle aller Sünden geführt, ich fühlte sie in ihrer Abscheulichkeit, fühlte, was das heißt, wider den Herrn, seinen Gott, sündigen. Es wurde mir bange um Trost, und ich ward überzeugt, daß, wenn ich keinen Erlöser hätte, ich ewig verloren gehen müßte. Aber die Sünderliebe Jesu, seine Hirtentreue, wovon das Herz meines theuren Vaters immer überfloß, milderte meinen Schmerz. Es wurde auch mir jetzt das Wort ein theures werthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Ich hörte ihn gleichsam auch mir zurufen: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! hörte endlich auch das Wort: Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben! und bekam, ihm sei ewig Dank dafür! völlige Seelenruhe."

Jänicke sollte gar bald erfahren, daß ihn sein Amt

in äußerer Hinsicht gerade nicht auf Rosen gebettet habe. Mit einem kleinen Gehalte von 40 Thalern mußte er sich behelfen. Kaum hatte er das tägliche Brod. Doch seine Armuth wäre ihm noch erträglich gewesen, wenn nicht so manche andere Widerwärtigkeiten ihm begegnet wären. Sein Vorgänger an der Schule war seines Amtes entsetzt worden. Die Freunde und Verwandten desselben sahen den jungen Nachfolger mit scheelen Augen an und suchten ihm sein Amt so viel möglich zu verleiden. Sie beschwerten sich, daß man einen so jungen Menschen zum Lehrer ihrer Kinder berufen, daß man ihn aus einem fremden Orte geholt habe u. s. w. Fanden die Beschwerdeführer auch kein Gehör, so schmerzte doch ihre Feindseligkeit den Jüngling auf's Tiefste. — Einige Kinder erhielten in der Schule freien Unterricht. Die Eltern anderer glaubten, auch darauf Anspruch machen zu dürfen, und droheten, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen, wenn ihrem Verlangen nicht gewillfahrt werde. So wurde dem Jänicke sein ohnehin kärgliches Gehalt noch mehr verkürzt; seine ganze wöchentliche Einnahme betrug oft nur wenige Groschen. Und doch behielt der Jüngling eine solche Freudigkeit in seinem Berufe, daß, als ihm bei einem Besuche in Berlin seine Eltern von der Rückkehr nach Dresden abriethen, er äußerte, er wünsche sein Lebenlang in Dresden Lehrer zu bleiben. —

Der Herr hat diesen Wunsch nicht erfüllt. Im Sommer 1781 klagte Jänicke einem Freunde die Noth, welche ihm die Eltern seiner Kinder dadurch bereiteten, daß sie die Aussaat der Schule durch die häusliche Erziehung zerträten. Ach, erwiederte der Freund, wie glücklich ist doch ein Prediger, denn er kann an Alten und Jungen arbeiten. — Das Wort fuhr ihm durch die Seele. Er fühlte in sich einen wachsenden Drang nach dem Predigtamte. Vergebens suchte er ihn zu unterdrücken, „denn ich hatte beschlossen,

als Schulhalter zu leben und zu sterben"; vergebens stellte er sich die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten des Studiums vor; vergebens flehte er zu dem Herrn, er möge das Verlangen seines Herzens stillen. Er suchte bei Petermann Rath. Der treue Freund ermunterte ihn, sich für den Predigerberuf zu entscheiden. Auch seine Eltern in Berlin waren damit einverstanden. Am 3. August 1782 verließ Jänicke seine Schularbeit in Dresden und reis'te nach Berlin zurück, um sich da für die Universität vorzubereiten.

Es war, als ob Jänicke nach Berlin zu Trauer und Leid gekommen wäre. Seine Eltern, die der Sohn so zärtlich liebte, wurden ihm kurz nach einander durch den Tod entrissen. Jänicke kam äußerlich in eine sehr bedrängte Lage. Aber der Herr ließ ihn nicht verwaiset. Er führte ihm in dem trefflichen Director der Realschule, Hecker, einen väterlichen Freund zu. Hecker war ein Kind des Glaubens; er lehrte seine Schüler das Eine Nothwendige, ohne das andere Nützliche an ihnen zu versäumen. Jänicke studirte mit Fleiß und Eifer unter dieses theuern Mannes Führung. Ostern 1785 war er so weit, daß er die Universität in Halle beziehen konnte.

Während einer schweren Krankheit im Winter 1786 zu einer innigeren Gemeinschaft mit dem Herrn geführt, war Jänicke nach seiner Genesung entschlossen, sein Leben ganz dem Dienste des Herrn zu weihen. Darum konnte er sich auch, als ihm im Sommer 1787 der Antrag gemacht wurde, als Missionar nach Ostindien zu gehen, im Namen seines Herrn, der ihn gerufen, für die Annahme desselben entscheiden. Er spricht sich darüber so aus: „Es war der erste August dieses Jahres (1787), da mir der Herr Director Schulze diesen Antrag im Namen Gottes that. Ich hätte eher alles Andere, als dieses, vermuthet; konnte also bei dieser Ueberraschung weiter Nichts antworten, als daß

mir diese Sache wichtig sei, daß ich mich nach dem wohlgefälligen Willen Gottes zu verhalten wünsche, es daher ihm im Gebet vortragen und mich prüfen wolle. Ich that dies, ich überlegte alle Schwierigkeiten dabei und wurde bald wenigstens davon überzeugt, daß, wenn mich der Herr dazu auserſehen hätte, so würde er auch mit mir sein, alle Schwierigkeiten, wären sie auch noch so zahl- und namenlos, allmächtig überwinden, und mich, der ich meine Untüchtigkeit dazu nur zu gut fühle, tüchtig machen; nahm mir auch fest vor, so bald ich überzeugt würde, daß es der Herr sei, der mich rufe, mich ihm willig hinzugeben. Wirklich fühlte ich schon mehr Neigung als Abneigung. Ich bat Gott flehentlich und mit Thränen, bat ihn bei Tage und bei einigen schlaflosen Nächten, er möchte doch, wenn irgend eine böse, mir unbekannte Absicht jene Neigung in mir hervorbrächte, mir es zu erkennen geben, möchte diese Neigung, wenn sie seinem heiligen Willen entgegen wäre, mir benehmen; möchte doch aber auch, wenn er mich Unwürdigen zu jenem wichtigen Amte bestimmt hätte, mir es überzeugend zu erkennen geben, damit ich nicht erfunden würde, wie Einer, der wider ihn streitet.

Die Neigung wurde immer stärker. — Ich prüfte mich wieder und bat Gott, er möchte mich doch nicht über mein Vermögen versuchen lassen. Endlich stand ich auf und sagte: Nein, du kannst mich nicht irre führen, du kannst mich nicht da, wo ich gern deinen Willen zu thun wünsche, wider denselben handeln lassen. Ich fühle eine unwiderstehliche Neigung, ich bat dich, sie mir zu benehmen, und sie wurde immer stärker: sie ist gewiß von dir! — Mit dieser Ueberzeugung machte ich meinen festen Entschluß bald bekannt, und es hat mich bisher auch unter den größten Versuchungen nicht gereuet, ich bin vielmehr immer fester überzeugt worden, und hoffe ganz sicher, daß es mich in alle Ewigkeit

nicht gereuen wird. Ich gehe also im Namen des Herrn und im kindlichen Vertrauen auf seinen allmächtigen Schutz und Beistand in ein Land, das ich noch nicht kenne; und bitte daher Alle, welche dieses lesen möchten, recht herzlich, mich mit ihrem Gebet dahin zu begleiten.

Du aber, der du mich riefest, — du wirst's auch thun! du wirst mich beschützen, wirst mein Gott sein, wirst mich und meine Arbeiten segnen. Ja, Herr, thue es! es ist dein Werk. Thue es um deiner ewigen Liebe willen! Amen." —

Die dänische Mission in Trankebar sowohl, als die englische in Tanjour bedurfte der Unterstützung. Für Trankebar war bereits von Kopenhagen aus der Missionar Hagelund abgeordnet worden. Jänicke wurde daher auf seinen Wunsch nach Tanjour bestimmt. Nachdem er am 21. October 1787 zu Wernigerode zum Predigtamte ordinirt war, trat er seine Reise nach London über Holland an. Im November erreichte er England. Aber erst im März 1788 war seine Abreise nach dem Felde seiner zukünftigen Wirksamkeit möglich.

Während wir ihn auf dem Wege nach Ostindien lassen, theilen wir die Instruction, welche der Präsident der Gesellschaft zur Fortpflanzung christlicher Erkenntniß, Dr. Vincent, ihm am Tage vor seiner Abreise (4. März) ertheilte, so wie die Antwort des Sendboten auf dieselbe mit.

Vincent redete Jänicke in der Versammlung der Gesellschaft also an. „Ehrwürdiger Bruder in Christo! Der Character, unter welchem wir Sie heute in unserer Mitte sehen, läßt uns bei Ihnen eine von irdischen Absichten so weit entfernte, und dem Dienste unserer heiligen Religion so sehr geweihte Denkungsart voraussetzen, daß Rath und Unterweisung mitzutheilen von unserer Seite unnöthig und überflüßig scheinen könnte. Doch ist es der christlichen Pflicht gemäß, uns einander zu ermuntern, und es verräth

keine Eitelkeit noch Herrschsucht, wenn wir Ihnen brüderliche Aufmunterungen mittheilen, die wir unter ähnlichen Umständen selbst nicht ungern annehmen würden.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie Ihrer jetzigen Bestimmung sich unterzogen haben, verdient unseren aufrichtigen Dank. Die Entschlossenheit, mit welcher Sie den Gefahren der Reise und den Bekümmernissen von Seiten lauer Christen und eigennützig denkender Heiden entgegengehen, fordert unsere Bewunderung, und die Wichtigkeit Ihres Amtes heischt unser Gebet zu Gott, daß er Ihnen durch seinen heiligen Geist Stärke und Gnade schenken wolle.

Damit wir indessen von unserer Seite Ihnen Nichts verhehlen, so wissen Sie, daß wir Sie nicht Triumphen und großem Glück entgegensenden; nein, Sie haben ein Leben gewählt, das mit Mühseligkeit, Trübsal und Armuth verknüpft ist, welchen abzuhelfen nicht in unserer Gewalt steht. Wir können Ihnen wenig mehr, als unser Gebet versprechen; aber Ihr Lohn muß das Zeugniß Ihres eigenen Gewissens und die Hoffnung jener Herrlichkeit sein, die Gott seinen Dienern zu schenken verheißen hat.

Es kann für Sie in diesem Leben wenig Trost sein, wenn wir Ihnen sagen, daß Alle, die sich einem so schweren Werke unterziehen, Lämmern gleich sind, die unter Wölfe geschickt werden. Wir trauen Ihnen aber zu, daß Sie selbst jede Schwierigkeit werden abgewogen und sich auf jeden möglichen Unfall werden vorbereitet haben. So wenig es schlechthin auf alle diejenigen Christen paßt, welche sich unter ihrem Weinstock pflegen und die Früchte ihrer Arbeiten genießen, so sehr paßt es doch auf den Missionar sowohl, als ehedem auf den Apostel, daß der unter allen Menschen der unglücklichste sei, der allein in diesem Leben auf Christum hofft.

Ihre Pflicht ist in der heiligen Schrift so deutlich an-

gegeben, daß sie wenig Erläuterung bedarf. Unser Heiland sagt: „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.“ Diese beiden Eigenschaften zusammengenommen werden Ihnen bei jeder Verlegenheit zu statten kommen, denn Aufrichtigkeit allein, ohne Klugheit, ist Einfalt und kann Nachlässigkeit erzeugen; Weisheit aber ohne Taubenart, kann solche Fehltritte nach sich ziehen, als man bisher an den römischen Missionen bemerkt hat.

Hätte Weisheit allein den Triumph des Kreuzes befördern können, so besaßen die Missionare der römischen Kirche gewiß so viele Klugheit, als Sterbliche nur besitzen können: und gewiß, hätte Entschlossenheit, Geduld, Anhalten und selbst Verachtung des Todes das Reich Christi im Orient gründen können, sie würden es dadurch gegründet haben. Sie besaßen alles dieses, nur fehlte es ihnen an Einfalt und Lauterkeit des Herzens. Sie waren ehrgeizig genug, um die Person der Fürsten sein zu wollen, sie nahmen Würden und Ehrenämter an, sie vermengten Politik mit Religion, und Götzendienst mit der Verehrung des lebendigen Gottes; sie ließen sich endlich zu niedrigen und sklavischen Gefälligkeiten herab, und nannten dieses Werk die Weisheit, Allen Alles zu sein. Allein ihre Weisheit war nur Weisheit dieser Welt, und die Folgen stimmten mit den Grundsätzen überein.*)

Ich behaupte, nicht ohne einen Gewährsmann anführen zu können,**) daß die Jesuiten in China bei den Opfern sich einfanden, welche der Kaiser den Götzen brachte. War

*) Vgl. über die Art römischer Missionspraxis meine so eben erschienene Schrift: Missionssegen. Bielefeld, 1852. S. 63 ff.

**) Bei einer großen Feierlichkeit der Wahl der Rechtslehrer u. s. w. befand sich Pater Tong-lang, Prior der Jesuiten, beim Opfer für den Confucius und tunkte seine Finger in das Blut des Opferthieres, das auf dem Altar lag.

dies jene Nachgiebigkeit, die Paulus empfiehlt, wenn er sagt, daß er Allen Alles sei? Sein Beispiel gibt die beste Erläuterung über diese Vorschrift. Vor Felix, der ein Heide war, sprach er von Rechtschaffenheit, Keuschheit und dem künftigen Gericht. Vor Aprippa berief er sich auf die heilige Schrift; vor dem jüdischen Rath schlug er sich auf die Seite der Pharisäer; in Lycaonien bewies er das Dasein Gottes aus den Werken der Natur; unter den Griechen erklärte er ihre Dichter; und in Athen nahm er sich der Stoiker gegen die Epikuräer an, da er ihnen bloß einen deutlichen Wink über die Auferstehung der Todten gab.

Von der Art war die Herablassung des Paulus und die Klugheit, von welcher er Gebrauch machte. Eine Lehre für uns Alle, die wir mit so mancherlei Andersgesinnten vom Atheisten an, der das Dasein Gottes leugnet, bis zum Sectirer, der über das Formale streitet, zu thun haben: aber noch weit mehr ist es nach Ihren Umständen Beispiel für Sie, das keinen Augenblick aus Ihren Augen kommen darf und Ihnen in jeder möglichen Lage Regeln für Ihr Verhalten zu geben im Stande ist.

Es ist übrigens für Sie ein Glück, zu einer Mission bestimmt zu sein, welche, Gott sei Dank, nach ganz anderen Grundsätzen bisher fortgeführt worden, als die römische, eine Mission, welche unter verschiedenen Gestalten nun achtzig Jahre fortgedauert hat, ohne von dem Buchstaben jenes Befehls, das Evangelium den Armen zu predigen, abgewichen zu sein. Diese Mission ist ein Gegenstand, der uns so sehr am Herzen liegt, daß wir alle unsere Kräfte zu ihrer Unterstützung bis hieher angestrengt haben, und das neuere Zeugniß, welches Sie und Ihre Brüder von unserer Bereitwilligkeit empfangen haben, kann das bestätigen, was ich eben gesagt habe.

Sollten unsre Umstände und die milden Beiträge des Publikums uns in den Stand setzen, unseren Plan zu erweitern, so wünschten wir, ihn auch durch Missionare aus unserer Nation zu unterstützen: und wollte Gott, daß nicht nur unsere Nation sich ermunterte, dieses gute Werk zu befördern, sondern auch jede protestantische Macht in Europa von eben dem Geiste beseelt würde.

Bei unseren besten Wünschen für den glücklichen Erfolg Ihrer Bemühungen müssen wir aber doch auch erklären, daß Ihr Verdienst nicht nach dem Erfolg Ihrer Bemühungen abgemessen werden muß. Eifrige und emsige Betreibung Ihrer Arbeiten ist Alles, was wir, was Ihr Gewissen und was der Höchste selbst von Ihnen fordert. Der Ausgang hängt von Anderen ab. Paulus pflanzte und Apollo begoß; aber Gott gab das Gedeihen. Zeigt sich eine Ernte für Sie, so sammeln Sie mit Treue; wo nicht, so dürfen Sie die Hand nicht vom Pfluge zurückziehen und den Muth nicht sinken lassen.

Keine Vorbereitung kann für einen Mann, der Eifer für sein Werk und lebhafte Hoffnungen besitzt, nothwendiger sein, als im Voraus vor dem, was ihn mißmuthig in seiner Amtsführung machen könnte, gewarnt zu werden, damit er, wenn dergleichen kommt, nicht ungeduldig oder muthlos werde. Und in der That, die Schwierigkeiten, welche Ihrer warten, sind unzählig.

Sie gehen nicht in ein Land, dessen Bewohner rohe Wilde sind, sondern in ein Land, dessen Volk durch eine für sie bewunderungswürdig gute Polizei sehr cultivirt ist und dessen Bewohner gleichsam ganz erpicht auf einen Aberglauben sind, der zu alt ist, als daß die Geschichte seinen Ursprung auffinden könnte.

Die Eingeborenen von Indien, sagt man, sind im Allgemeinen zwar von so schwachen Geisteskräften, als sie es

von Seiten der körperlichen sind; doch gesteht man den gelehrten Brahminen zu, daß sie eine solche Feinheit des Verstandes haben, eine solche Beredtsamkeit und so gute gebildete Kenntnisse, daß Alles, was unsere Gelehrsamkeit ihnen entgegensetzen kann, ihnen kaum widerstehen könne. Mit diesen also öffentlich zu disputiren, könnte bloß dazu dienen, sein Talent zu zeigen, und würde so wenig, als andere Streitigkeiten dieser Art, Ueberzeugung wirken. Vermeiden Sie also dieselben, außer wenn Ihre Pflicht Sie dazu auffordert. Indeß werden Sie bei Privatunterredungen Mittel ausfindig machen können, ihren Subtilitäten Gründe entgegen zu setzen und vielleicht gar Gelegenheit zu erhalten, die Erkenntniß des Christenthums dem helleren Verstande dieser Leute mitzutheilen.

Neue Schwierigkeiten entstehen für Sie von den falschen Brüdern. Ich meine auf einer Seite die Katholiken, und auf der andern solche angebliche Protestanten, die die Arbeiten der Mission verächtlich machen. Die Letzten werden bloß durch Redlichkeit, Entschlossenheit, Geduld und untadelhaften Wandel gebessert werden können, und vielleicht ist die Zeit nahe, wo jeder brittische Unterthan in Indien sich überzeugen wird, daß sowohl Politik als Religion davon Nutzen ziehen kann, wenn man die Missionare mit zu Hülfe nimmt, der sittlichen Verderbtheit entgegen zu arbeiten. Aber freilich bekennt ein Jeder, daß in dieser Rücksicht das allergrößte Hinderniß in der Lebensart der Christen selbst zu suchen sei.

Man muß sich über ihr regelloses Leben weniger wundern, wenn man bedenkt, in welchem Alter sie aus ihrem Vaterlande dorthin gesandt werden, wie sie sogleich sich in Geschäfte verwickeln, die das Schicksal ganzer Königreiche betreffen, und Aussichten von der bezauberndsten Art vor sich sehen, Reichthümer zu erwerben. Und doch sind unter

ihnen immer noch Leute, die nach Grundsätzen handeln, mäßig sind und einen guten Wandel führen. Die Liebe, das Zutrauen und die Unterstützung dieses besseren Theils zu erhalten, ist eine wesentliche Pflicht des Missionars; nicht, um durch ihren Einfluß wirken zu wollen, sondern zuerst sie auf ihre Lage selbst aufmerksam zu machen, und dann die Bekehrten unter den Landeseingeborenen durch ihre Vermittelung vor den Bedrückungen ihrer vorigen und der Verachtung ihrer jetzigen Brüder sicher zu stellen.

Noch ist eine andere Klasse von Europäern in Indien, welche Ihre größte Aufmerksamkeit verdienen. Man sieht die reich und glücklich gewordenen unter ihnen, wenn sie zurückkehren, so oft mit neidischen Augen an, und doch ist die Anzahl derer weit größer, die in ihren Erwartungen getäuscht und aus ihren goldenen Träumen erwachend, ohne Hoffnung der Rückkehr sich quälen. Haben solche Leute ihr Unglück nicht ihren Vergehungen zuzuschreiben, so sind sie in einer Lage, die unter allen die Eindrücke der Religion am meisten erleichtert. Trösten Sie diese durch die Ermunterungsgründe der Religion; verbinden Sie sich näher mit ihnen, und Sie werden eine regelmäßige Gesellschaft von Christen in Indien entstehen sehen, die mehr innern Werth und mehr Dauer als die bisherigen, besitzen wird.

Es wären noch andere specielle Dinge zu erinnern, die uns aber zu weit führen würden. Wo indessen unser Rath und unsere Ermunterungen mangelhaft bleiben, da wünscht unsere Societät ausdrücklich, daß sich Ihr Betragen nach dem Beispiel und Rath des Herrn Schwartz richten möge. Dieser würdige Arbeiter an der Mission, durch dessen Ruhm wir aber keinen anderen herabsetzen wollen, hat sich bei den Einwohnern, wie bei den Europäern, so sehr den Ruhm der Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit erworben, daß die Sache des Christenthums gewiß

Leuten von allen Ständen liebenswürdig erscheint, wenn sie nur seinen Namen gehört haben: und wir finden dies nicht nur durch jene Beweise, die wir davon in Händen haben, sondern auch durch das einstimmige Zeugniß aller derer bestätigt, die aus Indien zurückkehren. In den Briefen eines Kriegers, des Colonel Fullarton, lesen wir: „Die Kenntnisse und die Rechtschaffenheit dieses ganz vorwurfsfreien Missionars hätten den allgemeinen Verdacht der Verderbtheit des Characters der Europäer getilgt." Dies Zeugniß eines Kriegers, der von aller Parteilichkeit und Vorliebe freigesprochen werden muß, hat einen weit größern Werth, als alles Lob, das wir ihm geben könnten.

Die Aufführung dieses würdigen Missionars hat seinen Nachfolgern die Bahn gebrochen: denn, indem er die Vorurtheile der Eingeborenen widerlegte, hat er das Amt selbst dadurch in Achtung gesetzt. Ehrfurcht aber und Achtung bleiben doch stets nothwendig, so daß ohne sie Niemand, der eine neue Lehre vorträgt, derselben Anhänger zu verschaffen hoffen darf.

Die Schulen, worin die englische Sprache gelehrt werden soll, hat Hr. Schwartz der Societät als einen sehr guten Plan empfohlen, zu dessen Ausführung er bereits mit Unterstützung der Landesfürsten einen Anfang gemacht hat *). Sie eröffnen uns die besten Aussichten und können dazu dienen, das Evangelium weiter auszubreiten. Man hat gezweifelt, ob wir als Christen ein System befolgen sollen, das zwar mittelbar, doch nicht unmittelbar, die christliche Erkenntniß verbreiten hilft; doch jetzt erlaubt uns die Zeit nicht, weitläuftig hierüber zu sein. Dem sei, wie ihm wolle; so haben Sie, wenn die Sache zu Stande kommt, und die Eingebornen diese Schulen bloß als Sprachschulen betrach-

---

*) Vgl. Band II. H. 34. S. 145.

ten, ihr Vertrauen stets dadurch zu erhalten, daß Sie darin niemals Proselyten zu machen suchen. Unsere Religion muß nicht durch Hinterlist, sondern öffentlich verkündigt werden, und Treue und Glauben ist das erste moralische Grundgesetz derselben.

Die andere Art von Schulen für den Unterricht der Kinder im Christenthum ist ein ebenso alter Plan, als die Mission selbst, und es ist bei alle dem eine traurige Bemerkung, daß in so vielen Jahren kein Eingeborner sich durch seine Fähigkeiten höher, als bis zum Katecheten, emporgeschwungen hat.*)

Wenn man als Privatperson davon urtheilen kann, so scheint es, daß das Christenthum keine festen Wurzeln schlagen kann, bis man Priester und Kirchendiener besitzt, die Landeseingeborne sind. Ich spreche aus Gründen so: denn in Griechenland, Asien und dem ganzen römischen Staat lesen wir von keinem Nachfolger oder Gehülfen der Apostel aus jüdischem Stamme, Aquila und Priscilla ausgenommen. Ob wir gleich aus den Nachrichten der Missionare von der Geistesschwäche der Eingebornen überzeugt sind, so wissen wir doch auch, daß sie gehörig geleitet, ihre Pflichten sehr wohl erfüllen und nur nicht Festigkeit genug besitzen, sich selbst überlassen zu werden. So viel lehrt uns die menschliche Natur, daß Jemanden Zutrauen beweisen ihm Aufmunterung wird, sich desselben werth zu machen, und daß der Rang und die Bedeutung, wozu man Jemand erhebt, ihn auffordern, sich desselben nicht unwürdig zu zeigen. Irre ich, so wird Ihre künftige Belehrung darüber eine sehr wesentliche Gefälligkeit sein.

Mit Vorsatz haben wir Ihre Verhaltungsregeln gegen

---

*) Diese Bemerkung bezieht sich nur auf die englischen Missionen, die dänische hatte seit Langem eingeborne Prediger. Siehe Bd. I. H. 4. S. 38 ff.; Bd. II. H. 2. S. 41 ff.

die Muhamedaner bis jetzt übergangen, nicht als wäre die Sache unbedeutend, sondern weil die Schwierigkeiten derselben noch nicht genugsam sind erwogen worden. In Ländern, die unter europäischem Einfluß stehen, können Sie zwar Ihre Lehre vortragen; es bleiben aber die Bemühungen, den Muhamedanern beizukommen, eine Sache, über die man weitläuftigere Untersuchungen anstellen könnte, als uns hier vergönnt ist. In den Ländern der unabhängigen Fürsten ist der Tod darauf gesetzt. Zu dergleichen gefährlichen Bemühungen haben sie von uns keine Verpflichtungen erhalten, ja sie sind nicht einmal ein Gegenstand unserer Mission. Doch so viel können wir Ihnen sagen, daß im Ganzen Ihre Bemühungen an Heiden und Muhamedanern, in Absicht ihres Erfolgs sich nicht sowohl auf die Größe Ihrer Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und anderer Talente, als auf die Reinigkeit Ihrer Lehre, das Feuer Ihrer Andacht, Rechtschaffenheit und Regelmäßigkeit Ihrer Aufführung sich gründen müssen. Das Zutrauen, welches fester Glaube und Ueberzeugung von der Wahrheit einflößt, ist der wahre Grund, auf welchen ein Lehrer des Evangeliums zu bauen hat, und mit Gott das einzige wirksame Mittel zur Ausbreitung unserer heiligen Religion.

Und nun, theurer Bruder in Christo, ist weiter Nichts übrig, als Sie zu dem Amte anzuweisen, wozu Sie berufen sind, und Sie zu bitten, Ihren Brüdern in Indien zu versichern, daß Ihre Angelegenheiten unsern ganzen Eifer beschäftigen, und daß unser Gebet sich für Ihr Glück und Wohlfahrt vereinigt. Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, bestätige den Ruf, welchen Sie bekommen haben. Er wolle Sie bei allen Mühseligkeiten Ihres Amtes stärken und kräftig machen in allem Guten, bis Sie zu der ewigen Seligkeit gelangen, die uns bereitet ist, durch Jesum Christum, unsern Herrn." —

Aus Jänicke's Antwort heben wir nur folgende Stelle aus. „Zum letzten Male läßt mich die Vorsicht in Ihrer Mitte stehen, um Ihre guten Wünsche und väterlichen Ermahnungen zu vernehmen. O, könnte ich nur, meinen Wünschen gemäß, die Gefühle meines Herzens ausdrücken! Aber mein Herz ist so gepreßt, daß ich nur stammeln kann, selbst wenn ich ein Meister in Ihrer Landessprache wäre. Ich kann nicht, wie ich wollte, diesen meinen Dank gegen Gott und meine Ergebenheit für diese preiswürdige Gesellschaft erklären: die Worte fehlen mir, um Ihren rühmlichen Eifer für das Seelenwohl der Heiden nach Verdienst zu rühmen und meine Freude gehörig auszudrücken, daß Sie mir die Ehre einer näheren Verbindung mit Ihnen gönnen. Ich bin nicht im Stande, Ihnen zu sagen, wie sehr ich auf einer Seite die Wichtigkeit meines Amtes, und auf der anderen die Schwierigkeiten desselben kenne: und wie sehr ich die Worte meines Erlösers beherzige: Ohne mich könnt ihr Nichts thun, und Ich bin bei euch bis an das Ende der Tage. Ich kann Sie heute noch nicht genug überzeugen, wie fest mein Entschluß sei, meiner Pflicht getreu zu verbleiben und mein Gewissen rein zu erhalten, und muß Sie also vielleicht zwischen Furcht und Hoffnung verlassen.

Doch ist es mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie nicht nur in Zukunft bereuen, mich abgesandt zu haben, sondern daß Sie auch für jetzt sich meinetwegen beruhigen, denn Ihr Eifer für die Mission, Ihre Fürbitten zu Gott und Ihr uneigennütziges Bestreben wird Ihnen desto mehr erleichtert werden, jemehr Sie überzeugt sein können, nicht umsonst zu arbeiten.

Wie froh wäre ich daher, wenn ich Ihre Zweifel zerstreuen und Ihre Hoffnungen durch dieses aufrichtige Geständniß erheben könnte, daß ich mich diesem Beruf nicht unterzog, um bloß mein Leben zu erhalten, sondern vielmehr

in meinem Vaterlande Aussichten und Anträge von einträglicher Art aufopferte, weil ich den Willen Gottes zu beobachten glaubte, wenn ich dies Amt annähme: daß ich also bei einem guten Gewissen auf Gott vertrauen kann und will und Ihn um seinen Beistand und Gnade mit völliger Zuversicht anrufen werde: daß ich nicht nur entschlossen bin, Seinen Willen zu thun, und Tod, Armuth und Mühe nicht dabei zu fürchten, sondern daß ich auch mich vor Arbeit nicht scheue, und meiner Pflicht gemäß alle Gaben und Fähigkeiten, die mir Seine Gnade zugetheilt hat, wohl anzuwenden entschlossen bin." —

Wohlbehalten kam Jänicke am 27. August 1788 vor Madras an. Gericke nnd John, der gerade seiner Gesundheit wegen sich dort aufhielt, nahmen ihn am Ufer in Empfang. „Mein Herz," schreibt der junge Missionar, „war voll Dankens, und ich konnte vor großer Rührung nur sehr wenig sprechen, obgleich die Vorstellungen und Empfindungen, die ich hatte, so stark waren, daß ich einem Jeden hätte zurufen mögen: Danket mit mir dem Herrn und lasset uns mit einander seinen Namen erhöhen; denn Er hat große Dinge an mir gethan." Wenige Tage verlebte Jänicke im Umgange mit den Brüdern in Madras und Trankebar. Am 11. October betrat er sein künftiges Arbeitsfeld in Tanjour.

Unter der trefflichen Leitung Schwartzens wurde der Heidenbote in seine Arbeit eingeführt. Da er der englischen Sprache mächtig war, so wurde ihm zunächst sein Wirkungskreis in der englischen Schule angewiesen. In Abwesenheit Schwartzens besorgte er den englischen Gottesdienst. Neben dieser Arbeit nahm das Studium der tamulischen Sprache den größten Theil seiner Zeit in Anspruch. Am Pfingstfeste 1789 predigte Jänicke zum ersten Male vor

der tamulischen Gemeinde; auch versuchte er allmählig, mit den Hindu sich zu unterreden.

Schwartz freuete sich des lieben Mitarbeiters, an dem er die lange ersehnte Hülfe in seiner Arbeit fand. Später wurde dem Jänicke die Aufsicht über die Schulen übertragen.

Die günstigen Aussichten, welche sich im Süden Indiens für die Ausbreitung des Evangeliums darboten, hatten in Schwartz den Wunsch erregt, daß einer der tanjourschen Missionare jährlich einmal diese Gegenden besuchen solle. Dieser Wunsch war bis jetzt unerfüllt geblieben. Im Jahre 1790 aber entschloß sich Jänicke, längere Zeit auf diesem hoffnungsreichen Felde thätig zu sein. Im September zog er nach Palamcottah, wo er in Gemeinschaft mit dem Landprediger Sattianaden in großem Segen gearbeitet hat. Aus seinem ausführlichen Tagebuche mache ich hier einige Mittheilungen.

„Den 16. October kam ich, nachdem ich unterweges mit Heiden und mir begegnenden Christen zu reden Gelegenheit gehabt hatte, in dem für mich bereiteten Hause dicht vor Palamcottah an. Ich fand Alles auf's Beste für mich zubereitet, und gegen Abend kamen der Landprediger, Katechet, Schulmeister, fast alle Christen männlichen Geschlechts und die Schulkinder zu mir, da ich ihnen denn sonderlich die Worte: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde u. s. w. an's Herz legte. In Palamcottah habe ich mich zehn Monate aufgehalten und an Christen und Heiden gearbeitet, auch den Mitarbeitern an der dasigen Gemeinde nützlich zu werden gesucht. — Ich predigte des Sonntags englisch und malabarisch; zuweilen ließ ich den Landprediger malabarisch predigen. Die Offiziere und andere Engländer kamen fleißig zur Kirche. Ob ich gleich diese nicht versäumt habe, so richtete ich doch mein Hauptaugenmerk auf die Malabaren und arbeitete sonderlich an den Christen öffentlich und

besonders und drang bei ihnen auf ein rechtschaffenes und thätiges Christenthum.

Die Gemeinde ist nicht zahlreich, und Viele davon waren aus irdischen Absichten herbeigekommen; wenn man ihre Absichten nicht erfüllte, so drohten sie, die Gemeinde zu verlassen, oder verließen sie auch wirklich. Ich bezeugte Allen öfters, daß uns mit bösen Menschen, die sich Christen nennen, Nichts gedient sei, und daß uns ihre Gemeinschaft lästig und der Ehre Jesu Christi nachtheilig sei. Manche, die während meiner Anwesenheit aus falschen Absichten herbeikamen, wurden abgewiesen, auch Einer, der sich sehr schlecht verhielt, wurde von der christlichen Gemeinde ausgeschlossen, welches einen guten Eindruck machte. Ich sah seinen unchristlichen Wandel und ermahnte ihn öfters liebreich; er war aber immer unempfindlich, rühmte sich und verachtete und verleumdete die Anderen. Er hatte immer Forderungen, und ich that, was ich konnte; da es mir aber unmöglich war, sein Verlangen immer zu erfüllen, so zeigte er seine Gottlosigkeit auf eine sehr fürchterliche Art. Ich schloß ihn also aus und übergab ihn der Obrigkeit. Nachher erfuhr ich auch, daß er immer ein Heide gewesen, in seinem Hause heidnische Ceremonien gemacht und hie und da hingegangen sei und heilige Oerter besucht habe.

Es ist zwar noch Unkraut in der dasigen Gemeinde, aber doch habe ich sie durch Gottes Gnade in einige mehrere Ordnung gebracht und dadurch den Landprediger sein zukünftiges Amt an derselben erleichtert.

Während meines Aufenthalts daselbst habe ich über 60 Heiden unterrichtet und getauft, auch einige Römische aufgenommen. Diese Neubekehrten halten sich beinahe Alle im Lande auf.

Die Landchristen um Palamcottah herum machen bei Weitem die größte Anzahl aus, und hier und da sind einige

zahlreiche Gemeinden, wovon die stärksten zu Padpanadaburam und zu Puwani sind. An beiden Orten habe ich ein ansehnliches Bethaus gebaut, wozu Hr. Schwartz die Kosten hergegeben hat. Von Verschiedenen kann ich in Wahrheit sagen, daß sie ihrem Beruf würdiglich wandeln. Sie werden von dem Landprediger und dem Katecheten fleißig besucht; und auch ich habe mir ihre Bearbeitung vorzüglich angelegen sein lassen. So oft ich zu ihnen ins Land kam, fand ich Ursache zur Freude und zum Lobe Gottes, sie versammeln sich auch, sonderlich die zu Padpanadaburam, des Morgens und des Abends, und Einer von ihnen, der ein rechtschaffener Christ und Vorsteher der Gemeinde ist, liest ihnen einige Kapitel aus dem Neuen Testamente vor, ermahnt sie und singt und betet mit ihnen. Wenn an einem Sonntage Keiner zu ihnen kommen kann, so kommen sie nach Palamcottah, etwa $1^1/_2$ deutsche Meile zur Kirche.

Es ist große Hoffnung, daß das Christenthum einst im Tinnewelly'schen Districte blühend werden wird. Ich that zwei Reisen in Gegenden, wo das Wort Gottes noch nie verkündigt worden ist, und der Landprediger that auch zwei. Die westliche Gegend von Tinnewelly ist nicht nur schön, sondern auch fruchtbar und volkreich, und die Einwohner nähren sich gut. Sie waren aufmerksam und begierig zu hören, und in manchen volkreichen Orten versammelten sich einige Hundert, denen ich die christliche Lehre auf der Straße oder in einem Ruhehause vortrug. Sie bezeigten mir Alle ihre Achtung, und ich wurde öfters von einer großen Menge Menschen begleitet, die mich gar nicht wieder verlassen wollten. Ich sah sie oft mit Wehmuth an, weil sie wie Schafe sind, die keinen Hirten haben. Der Landprediger hat auf seinen Reisen ebendasselbe erfahren und bezeugte, daß die Leute ihm kaum Zeit zum Essen gelassen hätten. Er wurde an einem Orte von sehr Vielen ersucht, ihnen

einen kurzen Inhalt der christlichen Lehre und den Katechismus schriftlich zu geben, welches er auch gethan hat. Ueberhaupt sind diese Reisen nicht ohne Segen gewesen, denn es haben sich Verschiedene unterrichten und taufen lassen; und der Segen würde weit sichtbarer sein, wenn nur dergleichen Reisen öfters wiederholt werden könnten.

Ich habe auch fast täglich Gelegenheit gehabt, in meiner Wohnung und in der Gegend von Palamcottah mit Heiden zu sprechen, gegen das Heidenthum zu zeugen und das Christenthum anzupreisen. Da ich auch öfters die Freude hatte, für solche, die von Anderen unterdrückt wurden, zu sprechen und ihnen Recht zu verschaffen, so machte das einen guten Eindruck. Sie besuchten mich öfters, und ich brauchte diese Gelegenheit, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen.

Eine Polygars-Wittwe, die mit ihrem Sohne von ihrem ungerechten Schwiegersohne ist ausgestoßen worden, kam nicht selten zu mir und ersuchte mich, für sie zu sprechen. Ich trug ihr bei der Gelegenheit zu verschiedenen Malen die christliche Lehre vor. — Sie versprach mir, daß, wenn sie ihr Land wiederbekommen würde, sie eine Kirche bauen und alle mögliche Hülfe zur Ausbreitung des Christenthums leisten wolle.

Neben meinen ordentlichen Geschäften habe ich auch gesucht, dem Landprediger und Katecheten nützlich zu werden; sie kamen des Abends zu mir, da ich denn mit ihnen vom thätigen Christenthume, von der Klugheit, Treue und anderen Pflichten eines Lehrers redete und unsere Zusammenkunft mit einem Gebete schloß. Auch habe ich ihnen Etwas von der Kirchengeschichte und Dogmatik vorgetragen, und hätte gern noch mehr gethan, wenn ich nicht durch eine gefährliche Krankheit in meinen Bemühungen wäre unterbrochen worden. Doch fuhren sie auch da fort, mich zu

besuchen; und wir unterhielten uns auf eine nützliche und erbauliche Weise." Bis in den September 1791 arbeitete Jänicke im Süden Indiens. Er beschränkte seine Wirksamkeit nicht bloß auf Palamcottah; mit dem Landprediger Sattianaden war er stets auf der Wanderschaft in die umliegenden Gegenden, hier ein Wort der Ermahnung, da ein Wort der Lehre und des Trostes, wie's gerade Noth that, ausstreuend. Am 10. September 1791 traf unser Missionar bei den Brüdern in Tanjour wieder ein.

Der Herr legte seinem Diener nach seiner Rückkehr ein langwieriges Leiden auf. Bis an seinen Tod hatte es Jänicke zu tragen. Es war das eine in Ostindien nicht ungewöhnliche Krankheit, das Hillfieber, auch Bergfieber genannt. Schon in Palamcottah hatte der Heidenbote daran zu leiden. In Tanjour aber kam die Krankheit zu vollem Ausbruch. Jänicke mußte mehrere Monate lang ganz unthätig sein. Seine Kräfte schwanden zusehends hin; er war nicht einmal fähig, Etwas zu schreiben. Alle angewendeten Mittel halfen Nichts; schien es, als ob die Genesung eintreten wolle, so brach nach kurzer Zeit die Krankheit wieder hervor. Mit geringen Unterbrechungen mußte Jänicke mehrere Jahre in Tanjour bleiben. Er verlangte sehnlichst, einmal wieder den Süden Indiens besuchen zu können. Erst am 19. Februar 1794 ward ihm der Wunsch erfüllt. In Ramanadapuram hielt er sich einige Zeit auf, von da zog er nach Palamcottah. Die beiden genannten Städte sind es besonders, wo Jänicke Spuren einer gesegneten Wirksamkeit hinterließ. Er hatte die Freude, in Ramanadapuram eine Kirche erbauen zu können, wozu ein römischer Oberst eine bedeutende Summe beigesteuert hatte.

Schwartzen's Tod beugte den ohnehin stets kränkelnden Mann ganz darnieder. „Möchte ihn doch der gnädige Gott stärken und ihn uns noch eine Zeitlang erhalten.

Geht er zu seiner Ruhe, was sollen wir Beide (Jänicke und Kohlhoff) machen?" So schrieb er kurz vor dem Tode des Freundes an John. Als Schwartz heimgegangen war, mußte Kohlhoff die Leitung der Mission übernehmen. Jänicke war seit der Zeit fast keinen Tag gesund.

Im Februar 1800 raffte sich der todtkranke Mann noch einmal auf, um mit seinem Freunde Gericke eine Reise nach dem südlichen Indien zu machen. Sie besuchten auf derselben die Städte und Dörfer, in denen Jänicke früher mit so großem Segen gearbeitet hatte: Ramanadapuram, Tutocoryn, Manapaar, Palamcottah u. a.

Die Einrichtung, welche Gericke in der Gemeinde zu Madras getroffen hatte*), wurde nun auch in alle südlichen Gemeinden eingeführt. Es wurden Kirchenälteste eingesetzt, die über die Gemeinde ein wachsames Auge haben, Zwistigkeiten schlichten und Anstoß und Aergerniß verhüten sollten. — Eine große Freude war es für unsern Jänicke, die neu erbaute Kirche in Ramanadapuram einweihen zu können.

In Madurei trennten sich die Brüder. Am Charfreitage 1800 traf Jänicke schwach und angegriffen in Tanjour ein. Eine scheinbare Besserung seines Zustandes gab den Brüdern zwar einige Hoffnung, ihn bald wieder thätiger in die Missionsarbeit eingreifen zu sehen, allein der Kranke fühlte selbst, daß sein Tag sich neige. Er rüstete sich zum Abscheiden. Er kannte den Herrn, mit dem auch der letzte Feind, der Tod, überwunden wird. Darum pflegte er in seinen letzten Tagen oft zu sagen: „Ich sterbe, aber selig." —

An seinem Todestage sagte er zu dem Missionar Holzberg: „Sie haben Alles recht gemacht; meinen Willen

---

*) S. oben S. 28.

wissen Sie, und wenn wir uns nicht gleich alle Tage sehen, so sind wir doch immer bei einander; aber ich sterbe heute noch." Am Abend des 10. Mai 1800 entschlief er in Frieden.

Neben dem Grabe seines Freundes Schwartz wurde dem Entschlafenen die letzte Ruhestätte bereitet. Die Hindu aber klagten an seinem Grabe: „Unser Vater, unser Freund, unser Wohlthäter, unser Erretter ist todt! — Gott, ach, wir haben es mit unsern Sünden verdient, daß du uns unsern Vater nimmst!" —

Kohlhoff und Holzberg schrieben über den Freund nach seinem Tode: „Von Natur war er zur Sanftmuth, und durch mannigfaltige eigene Begegnisse, so wie durch die Erziehung von einer frommen Mutter zur Bescheidenheit und Demuth gewöhnt; und diese schönen Tugenden wurden bei ihm durch sein wahres Christenthum noch mehr erhöht und geheiligt. Männliche Standhaftigkeit, fern von allem Eigensinn oder gefühlloser Gleichgültigkeit, war ihm eigen; daher er auch die Schmerzen einer peinvollen Krankheit mit der größten Geduld trug. Man hörte ihn nur darüber seufzen, daß er nicht das ganz sein konnte, was er wünschte, und wozu er berufen war und Gaben empfangen hatte. Aus Liebe zu seinem Gott und Heilande befleißigte er sich der Gewissenhaftigkeit und Wahrheit; und diese war auch die Quelle seiner Wohlthätigkeit, die er so reichlich ausübte. — Er hatte einen guten, natürlichen Verstand und ausgebreitete Kenntnisse; und da er auch vorzügliche Predigergabe besaß, so waren seine Vorträge, auf deren Ausarbeitung er viel Zeit verwendete, sehr erbaulich. Er war sanftmüthig und duldsam gegen Schwächere und Andersdenkende. Im Umgange war er angenehm, als Freund unermüdet, seine Freundschaft an den Tag zu legen, und auch gegen seine Feinde wohlthätig." —

Du hast den Lauf vollendet,
Gingst in die Freude ein;
Dein Tagwerk ist geendet,
Der Gnadenlohn ist dein.
Wie sanft bist du entschlafen
Nach manchem schweren Stand!
Nun bist du bei den Schafen
In deines Hirten Hand.

Wir sahn dich treulich säen,
Und bei der Glaubenssaat
Auch reiche Gnade wehen,
Die sie gesegnet hat.
Nun schauest du mit Freuden
Auch deinen Jesum an,
Der dir durch Lieb' und Leiden
Den Himmel aufgethan.

So vielen geistig Armen
Hast du den Weg gezeigt
Zum ewigen Erbarmen,
Wo jede Klage schweigt.
Nun strahlst du wie die Sterne,
Mit Himmelswonn' erquickt,
In jener sel'gen Ferne,
Wo dich die Krone schmückt. —

O möchten wir dem Treuen
Nachgeh'n auf seiner Bahn,
Und täglich uns erneuen,
Wie er's mit Ernst gethan;
Bis wir mit allen Frommen,
Lamm! auf dem Gnadenthron,
Zu Deiner Weide kommen!
O wären wir dort schon!

Register
über den zweiten Band.

(Die römischen Ziffern zeigen das Heft, die arabischen die Seite an.)

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien

Bd.: 2,5/6

Düsseldorf 1852